
Heft Nr. 46 · 12. Jahr · Hamburg, 14. Nov. 59 · 50 Pfennig
stern
Aufregend zu lesen:
Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!
Joachim Heldt und Rolf Gillhausen berichten aus Indien!
Wird Pascale Petit die Hauptrolle spielen?
Stefan Oliviers neuer Roman
...und dann kommt die Moral

Brie

WUT DER RABAUKEN

(Zu dem Bericht „In Europa gingen die Lichter aus")

Ihre Aufklärung über die makabre Vorgeschichte des Krieges ist begrüßenswert; viele Leser erfahren erst jetzt, wie verbrecherisch das Spiel war. Der Rabaukenton einiger Zuschriften läßt darauf schließen, daß die Aufhellung jener Vorgänge manchen Leuten unbequem ist. Die Wut dieser Menschen beweist indessen nur, wie notwendig Ihre Veröffentlichungen sind.

München — DR. ARTHUR NEPFLE

Den von Ihnen geschilderten Marsch einer motorisierten Panzerdivision durch Berlin am Nachmittag des 27. September 1938 haben meine Frau und ich miterlebt. Wir sahen an der Reichskanzlei das saure Gesicht des Herrn Hitler; von der Menschenmenge ging tatsächlich ein bedrückendes und eisiges Schweigen aus. Für den Herrn Führer ertönte kein Ruf, und keine Hand rührte sich.

Hamburg-Harburg — JOHANNES BLUME

Ich bedaure, bei Ihrem Artikelschreiber einen Mangel an Quellenstudium feststellen zu müssen. Mir tun jene Lehrer und Schüler leid, die diesen Bericht als Weisheit letzter Schluß betrachten.

Hannover — HELMUT RICHTER

Für Ihre sachliche, wahrheitsgetreue und neutrale Schilderung darf ich Ihnen Bewunderung und Anerkennung zum Ausdruck bringen. Ich wohnte als Schwede und neutraler Beobachter viele Jahre in Polen. Wenn behauptet wird, deutsche Bauern hätten schon 1934 in Polen ihre Höfe verlassen müssen, so ist dies nicht wahr.

Klippan/Schweden — TAGE PERSSON-HÖRWING

Wenn man Ihnen vorwirft, gegen das eigene Volk zu hetzen und die Taten der feindlichen Soldaten zu verschweigen, dann darf ich dazu folgendes sagen: Am 1. September 1939 sah ich, wie deutsche Tiefflieger in Kielce (Polen) 32 Güterzüge mit Bomben und Bordwaffen angriffen. In den Zügen warteten Frauen, Kinder und Gebrechliche auf ihre Evakuierung in das Innere Polens. Es sind dabei Hunderte umgekommen.

Bilfingen — MAX GOLOMBECK

REPORTER UNERWÜNSCHT

(Zu dem Bericht „Hauptsache die Kohlen stimmen"; Stern Nr. 41)

Soll der Kumpel mit abgetragenem Grubenzeug auf die Straße gehen? Oder ist es schon so weit, daß Ihre Reporter mehr sein wollen als der Bergmann? In meine Wohnung wäre kein Reporter reingekommen, weder um Notstand noch um Wohlstand zu schildern.

Castrop-Rauxel — FRANZ MISCHKAT

Wie unnötig dieser kostspielige Marsch auf Bonn war, sehen Sie daran, daß einzelne Zechen dringend Arbeitskräfte suchen. „Rheinpreußen" will 500 Bergarbeiter einstellen und erwog bereits, 150 davon aus Italien kommen zu lassen. Man hat der Zeche aber abgeraten, „aus psychologischen Gründen". Viele Bergarbeiter haben sich zur Umschulung in einen Bauberuf gemeldet. Der Bedarf der Baufirmen kann noch lange nicht gedeckt werden.

Düsseldorf — ERICH NEUSCHÄFER

Als Bergarbeiter muß ich widersprechen. Hätte der Vorstand der IG-Bergbau diese Demonstration nicht durchgeführt, so hätten wir nicht einmal das Schwarze unter dem Fingernagel erhalten. Jetzt bekommen wir 75 Millionen. Der volle Ausgleich würde aber 130 Millionen betragen.

Hoof/Kr. St. Wendel — KARL-HEINZ MÜLLER

Wenn Herr Gutermuth anderthalb Millionen für einen Protestmarsch nach Bonn ausgeben kann, dann sollte er doch denselben Betrag aufwenden, um Geschenkpäckchen zu Weihnachten in die Sowjetzone zu schicken.

Langweiler — HEINZ UHL

n den Stern

ILFE FÜR INDIEN

Zu den Berichten über Indien)

Ich freue mich, daß Sie Probleme nfassen, die den Westen aus dem chlaf rütteln. Indien unterstützen nd damit den Kommunismus schla- en, ist besser, als mit nuklearen Waffen zu jonglieren.

eisfelde/Ostfriesland FRIEDRICH EHLBECK

Da mein Mann Inder ist, habe ich hren Bericht mit Spannung gelesen. ieles stimmt, was Ihre Reporter chreiben, aber die Behauptung, daß ie Inder als Autofahrer nichts tau- en, finde ich ungeheuerlich. Beson- ers die Sikhs sind ausgesprochen gute ahrer. Das „Ashoka" ist tatsächlich as modernste Hotel Asiens. In jedem



Im Hintergrund: „Ashoka"-Hotel, Neu Delhi

nderen Hotel Indiens habe ich bar- ßige Boys gesehen, nicht aber im Ashoka". Dort sind sie alle tadellos niformiert.

enf ERIKA DE RANGEL RIBEIRO

Es liegt Ihnen daran, Mißstände in nderen Ländern zu zeigen. Warum eginnen Sie damit nicht im eigenen and? Der Dreck vor der Haustür in onn ist weit größer als der in Delhi.

ilippsburg/Baden C. SCHICK

Was mich an Ihrem Bericht am mei- en erschüttert, ist die Ohnmacht, mit r man als kleiner Mann solchen ngen gegenübersteht. Vielleicht fin- t sich jemand, der bei uns einen örderungsfonds für den wirtschaft- chen Aufbau Indiens gründet. Dann nnte jeder mithelfen, Indien zu hel- n und dieses Land vor dem Kom- unismus zu bewahren.

eiburg A. SCHREY

E DOPPELSTECKER

u einem Brief an die Sternleser; Stern Nr. 43)

Dieser Leitartikel war Musik für eine Seele. Seit einiger Zeit fechte gegen die Gesetzgebung des über- onopolisierten Verbandes Deutscher ektrotechniker. Selbst die Gerichte ugen sich ihm, wenn auch etwas derwillig. Seine Gesetzgebungsvoll- acht stammt tatsächlich aus der Zeit s Tausendjährigen Reiches.

ufbeuren PAUL RADTKE
Fabrik elektrischer Maschinen

Ein Bravo allen Ihren bisherigen itartikeln, aber dieser gegen den E wäre besser nicht erschienen. Es ht dem VdE wirklich nur um die cherheit und nicht um die Umsätze ner Mitglieder.

ndern KURT ENGELHARDT
Elektromeister

ch kann nur zustimmen. Nicht nur Elektriker, alle Handwerker sitzen ute auf dem hohen Roß. Wenn ich paraturarbeiten habe, dann muß ich tun, als wollte ich einen Fernseh- parat oder einen Kühlschrank kau- ; dann steht nämlich der Elektriker nächsten Tag da. Für die Montage er Steckdose aber läßt er mich wo- enlang warten.

hlingen E. DAFINGER, DIPL.-ING.

st Ihnen bekannt, daß in Bayern ntliche Stromleitungen im Hause, wie Steckdosen und Schalter, alle r Jahre kontrolliert werden — und ar auf Kosten des Mieters? Nach- dem ich meine jetzige Wohnung be- zogen hatte, kam kurz darauf die Kontrolle und später noch eine Nach- kontrolle. Dieser Spaß kostete mich allein fünf Mark. Dazu eine neue Steckdose, die mir vorgeschrieben wurde. Als Rentnerin fiel es mir nicht leicht, das Geld aufzubringen.

Kreuzwertheim/Main ADELE MÄLZER

Sie sind das Organ der Hilflosen und Stummen geworden. Die Stecker- geschichte muß rückgängig gemacht werden — oder wir haben eine Ver- bands-Demokratie.

München K. PENDE

Sie haben in ein Wespennest gesto- chen. Jetzt interessieren sich für die Doppelstecker-Affäre auch noch der Bundestag und das Bundeskartellamt. Der Abgeordnete Ritzel hat für die nächste Fragestunde im Bundestag da- zu vier Fragen an die Bundesregierung angemeldet.

Frankfurt/Main HERMANN OSWALD

Es ist uns ein Bedürfnis, Ihnen sehr geehrter Herr Nannen, mitzuteilen, daß Sie es mit der Maler-Innung Ham- burg nicht verdorben haben, als Sie die Fensterrahmen selbst streichen mußten, weil nach mehreren Telefon- gesprächen mit einem Malermeister Sie das Gefühl hatten, es würde zu- nächst noch einer kniefälligen Ehren- erweisung bedürfen, bis Sie mit dem Erscheinen seiner Seltenheit des Herrn Anstreichers rechnen könnten. Jedoch haben wir die Bitte, der Öffentlichkeit einmal zu sagen, daß das Malerhand- werk vollkommen überlastet ist, und die während der warmen Jahreszeit anfallenden Aufträge so groß sind, daß sie mit dem normalen Bestand an Fachkräften nicht zu schaffen sind. Diese Schwierigkeiten könnten jedoch überwunden werden, wenn die Öffent- lichkeit bereit wäre, Maler-Innenar- beiten mehr in den kalten Monaten in Auftrag zu geben.

Hamburg Malerinnung Hamburg
ALBERT FENSCH, Obermeister

GIFT WIRD UNGEFÄHRLICH

(Zu dem Bericht „Gift in der Ostsee"; Stern Nr. 38/1958)

Vor über einem Jahr hat der Stern auf die Gefahr hingewiesen, die durch die Gasgranaten in der Ostsee ent-



Gasgranaten in Fässern einbetoniert

stehen kann. Jetzt endlich sind sie gehoben. Die Granaten werden in Ze- mentfässer gefüllt, und im kommenden Frühjahr wird das Gas irgendwo in den Ozean versenkt — diesmal in große Tiefen. Die Beseitigung dieser Hinterlassenschaft des Krieges wird uns Steuerzahler etwa 1,4 Millionen Mark kosten.

Kiel WALTER JÖRGENSEN

200 SCHATZSUCHER

(Zu dem Bericht „Geld wie Heu")

Wissen Sie eigentlich, was Sie mit Ihrer erfolgreichen Schatzsuche im Toplitzsee angerichtet haben? So et- was wirkt ansteckend. Beim österrei- chischen Innenministerium liegen jetzt 200 Anträge für Schatzgräber-Expedi- tionen vor. Bis jetzt wurde einer ge- nehmigt; zwei junge Wiener erhiel- ten die Erlaubnis, in der Donau, nahe der ungarischen Grenze, nach Kisten zu suchen, in denen angeblich Teile des ungarischen Kronschatzes liegen.

Wien JOSEF MARDER







Das gefederte Spezial-Hohlschliff-Schneidblatt arbeitet unmittelbar am mikrofeinen Kamm.



Die federnd gelagerten Schwingrollen passen sich selbsttätig Gesicht und Bart an.







Der kleine Inder lacht und bläst vergnügt die Flöte. Ein seltenes Bild in einem Land, in dem Millionen Kinder hungern. Lesen Sie den Indien-Bericht des Stern auf Seite 20 FOTO: ROLF GILLHAUSEN

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR
Karl Beckmeier

VERANTWORTLICH FÜR AKTUELLES
Karl Heinz Krüger

Redakteure: Kurt Bacmeister, Günter Dahl, Ursula Fackelmann, Martin Guhl, Peter Güntzel, Galina Hellwege, Dr. Gerd Hennenhofer, Dr. Doralies Hüttner, Erhard Kortmann, Lydia Müller-Goltz, Hans Reichardt, Wolfgang Schraps, Dr. Georg W. Schreiber, Helmut Sohre, Fritz Strempel, Christoph Troll, Dr. Gerriet Ernst Ulrich, Kurt Wolber

Chefreporter: Joachim Heldt

Fotoreporter: Claude Deffarge, Hans Fischer, Rolf Gillhausen, Gerd Heidemann, Eberhard Seeliger, Max G. Scheler, Gordian Troeller

Farbatelier: Eberhard Grastorf

TEXTBERATUNG
Reinhart Stalmann

VERANTWORTL. F. TATSACHENBERICHTE
Niklas von Fritzen

VERANTWORTLICH FÜR DEN ROMANTEIL
i. V. Arthur M. Schiersch

Autoren: Bruno Hampel, Hans Herlin, Joe J. Heydecker, Henry Kolarz, Hans Nogly, Victor Schuller, Will Tremper

BILDERDIENST
Günther Beukert

ZEICHNUNGEN
Günter Radtke

DOKUMENTATION UND RECHERCHEN
Wolfgang Löhde, Dr. Walter Maass, Eberhard Fehringer, Hans-Joachim Ludwig, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Paul Walter, Lieselotte Brust

GRAPHISCHE HERSTELLUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr, Kurt Will

KORRESPONDENTEN INLAND

Bonn: Mainhardt Graf von Nayhauß, Bad Godesberg, Rodderbergstraße 91, Telefon 12047

Berliner Redaktion: Hannes Dahlberg, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 71, Telefon: 97 44 54

Rhein-Main-Gebiet: Bruno Waske, Frankfurt am Main, Duisbergstraße 3, Telefon: 55 40 24

Niedersachsen: Lothar K. Wiedemann, Hannover-Mitte, Gellertstraße 7, Telefon: 13 136

Bayern: Donald Ahrens, München 2, Arcostraße 5, Tel.: 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

Südwestdeutschland: Reinhard Ueberall, Stuttgart S., Hohenstaufenstr. 19, Telefon: 70 83 93

KORRESPONDENTEN AUSLAND

Buenos Aires: Wilhelm S. v. Elsloo, Libertad 2755, FLORIDA, Telefon 740–3277

London: Peter G. Wichmann, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Herts., Telefon: BARnet 99 46, Telegr.-Adr.: Pixfeature London

Mailand: Dr. Mario Peloncini, Via Kramer 32, Tel.: 20 34 78, Telegramme: Criterium Milano

New York: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N.Y., 1349 Lexington Avenue, Tel.: SA 2 77 00

Paris: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel.: DAN 90–94

Rom: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 6 33 49

Wien: Dr. Ernst Brauner, Wien VII, Lindengasse 48, Tel. 44 46 76, Fernschreiber 01/11 62

Verantwortlich für den übrigen Inhalt: Karl Heinz Krüger. Preis des Einzelheftes 0,50 DM bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postanstalten entgegen. Monatlicher Bezugspreis 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21 vom 1. Januar 1959. Verantwortlich für Anzeigen: Karl Hartner, im „Sternchen". Peter Wörmer. Sämtliche Verantwortlichen wohnhaft Hamburg Bankverbindung: Brinckmann, Wirtz & Co, Hamburg 1. Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Pressehaus, Curienstraße. Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany



DER STERN IN DIESER WOCHE

HEFT 46 IM 12. JAHR 12. NOVEMBER BIS 19. NOVEMBER 1959





HENRI NANNEN

Lieber Sternleser!

Wenn Sie dieses Heft gekauft haben und fänden die Seiten 14 bis 19 unbedruckt und leer — wären Sie mit der Entschuldigung zufrieden, daß plötzlich ein paar unserer Reporter und Redakteure erkrankt seien? Doch wohl nicht!

Was Sie dem Stern keinesfalls verzeihen würden, damit müssen Sie sich beim Staat leider abfinden.

„Mein Junge geht hier in Dortmund in die Kreuz-Schule", schrieb mir kürzlich eine Mutter. „Fast jeden Tag kommt er früher als vorgesehen nach Hause, weil sein Klassenlehrer krank ist. Heute war wieder nach drei Stunden Schluß. Morgen ist schulfrei, weil die Lehrer Konferenz haben. Vor den Herbstferien war der Lehrer mit einer anderen Klasse im Landschulheim. Vierzehn Tage lang hatte mein Junge deshalb täglich nur zwei bis drei Unterrichtsstunden. Die Lehrkräfte wechseln ständig."

Ich brauchte diesen Brief gar nicht zu zitieren, denn ich habe mit meinem Sohn Christian die deutsche Schulmisere am eigenen Leibe erlebt. Als wir ihn zu Ostern 1952 einschulten, lud man uns vorher zu einer Elternversammlung ein und schilderte uns in erhabenen Worten die Vorteile eines neuen Schulsystems, der sogenannten Jenaplan-Schule. Sie sollte im Gegensatz zur alten Pauk-Methode das Wissen sozusagen „spielerisch" vermitteln. Welchem Vater, der an die eigene Schulzeit denkt, hätten solche Töne nicht verlockend geklungen? Aber das Spiel bestand leider darin, daß Christians Lehrerin jedes Jahr ein Kind bekam, und wenn sie nicht gerade im Wochenbett lag, dann hatte sie Mandelentzündung.

Wer in einem solchen Fall zum Schulleiter geht, um sich zu beschweren, findet dort zwar viel Verständnis, aber keine Hilfe. Der Schuldirektor steht nämlich selbst hilflos vor solchen Zuständen. Er kann Ihnen vorrechnen, daß alle Lehrer seiner Schule ihre 25 bis 30 pflichtgemäßen Wochenstunden im Klassenzimmer stehen. Daraus werden praktisch oft 60 Arbeitsstunden, weil jeder Unterricht einer gewissen Vorbereitung bedarf, und weil hinterher auch die schriftlichen Arbeiten nach korrigiert werden müssen. Wenn ein Lehrer krank wird, auf Klassenreise oder zu einer Tagung fährt, springen andere für ihn ein — aber diese Selbsthilfe hat natürlich ihre Grenzen.

Der Schulleiter schickt deshalb die protestierenden Eltern guten Gewissens der nächsthöheren Instanz auf den Hals. Ein Vater, der beharrlich genug ist, diesen Instanzenweg bis zum Ende zu gehen, erfährt schließlich von höchster Stelle, nämlich vom Kultusministerium seines Landes, an dieser Misere sei eben der Mangel an Lehrern schuld.

Man sieht: Auch hier kommt wieder einmal die Armut von der Powerté; das heißt, unseren Kindern fehlen die Lehrer, weil es nicht genug Lehrer gibt. „In den Schulen unserer Stadt", schrieb mir der Vorsitzende der Schulpflegschaften von Erlangen im Namen von 500 Eltern, „stehen Klassenzimmer leer, während im Raum nebenan 50 und mehr Kinder, teilweise verschiedener Altersstufen, unterrichtet werden müssen."

7000 Stellen für Lehrer sind in der Bundesrepublik unbesetzt. Wenn jetzt nach in allen Ländern das neunte Schuljahr eingeführt wird, fehlen dadurch weitere 11 000 Lehrer. Reduziert man außerdem — was dringlich wäre — die Klassen auf höchstens 35 Schüler, dann brauchen wir nochmals 16 000 Lehrer. Das ergibt nach Adam Riese 34 000 unbesetzte Pulte und Millionen Kinder, die mit mangelhafter Schulbildung ins Leben geschickt werden.

Es sieht nun keineswegs so aus, als würde sich dieser Zustand in absehbarer Zeit ändern. Man darf es den zehn Kultusministern unserer Länder glauben, daß sie sich schon lange über dieses Problem ernsthafte Gedanken machen, aber es wäre besser, wenn sie im Laufe der Jahre etwas erreicht hätten. Statt dessen klagen sie darüber, daß sich leider zu wenig junge Leute für den Lehrerberuf begeistern.

Man soll uns nicht damit kommen, der Lehrerstand sei in Deutschland nun einmal unpopulär. Es gab in den letzten zehn Jahren einen Stand, der weit stärker in Mißkredit geraten war: der Wehrstand. Unstreitig ist er wieder attraktiv geworden. Vielleicht liegt es daran, daß er einen und nicht zehn Herren hat, einen Bundesminister und nicht zehn Länderminister.

Wenn es diesen Bundes-Kultusminister gäbe, dann hätte er vielleicht sein Veto einlegen können, als kürzlich das Bundesinnenministerium behauptete, bei uns strebten zu viele junge Leute eine akademische Ausbildung an. Wo sollen denn die Lehrer unserer Kinder herkommen, wenn nicht von den Universitäten und Hochschulen? Niemand bestreitet, daß dort die Hörsäle und Seminare überfüllt sind. Der Herr Bundesinnenminister aber zeigt nicht etwa Wege zu Ausbildungsmöglichkeiten, sondern er schlägt allen Ernstes vor, den Zugang zum Studium zu erschweren. Er handelt also nach demselben Prinzip wie sein Kollege Seebohm, der das Chaos auf unseren ungenügenden Straßen am liebsten dadurch heilen würde, daß er die Zahl der Autos verringert.

Eine Zeitlang gab es wenigstens in Berlin eine Schule, die ihren Stundenplan fast lückenlos einhalten konnte und nicht über den Mangel an Lehrern zu klagen brauchte. Es war die Menzel-Oberschule unter der Leitung des damaligen Oberstudiendirektors Ralf Müller. Sein Rezept kann freilich kaum zur Nachahmung empfohlen werden. Er meldete nämlich seiner vorgesetzten Behörde regelmäßig rund 100 Schüler mehr, als tatsächlich auf den Bänken saßen. Davon hatte er selbst keinen Nutzen, wohl aber die Schüler, denn das Gymnasium erhielt dadurch vier Lehrer mehr zugeteilt, als ihm nach Vorschrift zustand.

Der Oberstudiendirektor Müller verstieß gegen diese Vorschriften, weil er sich seinen Schülern mehr verantwortlich fühlte als der vorgesetzten Bürokratie. Er wurde deshalb auch beurlaubt, und man leitete gegen ihn ein Dienststrafverfahren ein. Er muß sich verantworten, weil er 50 000 Mark zuviel in den Köpfen seiner Schüler investiert hat.

Finden Sie nicht, daß es viel mehr Müllers unter den Schulleitern geben müßte?

Herzlichst Ihr

Henri Nannen



Beim Polizisten Swenson, *seinem Schwager, wohnte Rockefellers Schwiegervater, als er in USA war* **SEITE 17**



„Helft mir!" *Die 18jährige Katharina wird in einem Kloster festgehalten. Ihre Eltern kämpfen um sie* **SEITE 8**



Auf falschem Kurs: *Zwei Düsen-Jabos der Bundes-Luftwaffe verirrten sich in der Tschechoslowakei* **SEITE 6**



Der Ami darf *kein Ami sein. Ein überfallener Taxifahrer wurde von den Amerikanern unter Druck gesetzt* **SEITE 16**



Sternchen Karin Baal *wurde für den Film aus einer Hinterhauswohnung herausengagiert. Unser Bericht* **SEITE 63**



Der neue Roman *„Und dann kommt die Moral" von Stefan Olivier beginnt in diesem Heft auf* **SEITE 28**



Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!
Ein Kriminal-Tatsachenbericht von Henry Kolarz . . . . **SEITE 38**

Die Russen verstehen es besser
Bericht über den Wettlauf zwischen Ost und West in Indien . . . . . **SEITE 20**

Lieben Sie Brahms . .
Der neue Roman von Françoise Sagan **SEITE 48**

In Europa gingen die Lichter aus
Unser Dokumentarbericht über den Kampf um Norwegen . . . . **SEITE 80**

Tötet mich, denn ich muß sterben
Lkw-Fahrer kam aus seinem brennenden Wagen nicht mehr heraus **SEITE 56**

Immer, wenn der Regen kommt
Ein medizinischer Wetterbericht von Dr. Georg Schreiber . . . . **SEITE 72**

Rätsel für stille Stunden . . . **SEITE 94**

Der Starkasten
Neues aus Ateliers und Salons . . **SEITE 96**

Streiten für Deutschland
So sieht Zeichner Fritz Wulf den künftigen Bundestag . . . . . . **SEITE 98**

Sternschnuppen . . . . **SEITE 100**

Zeus Weinsteins Abenteuer . . **SEITE 100**

Das Sportgespräch *Über die Fragwürdigkeit des olympischen Eides* **SEITE 101**

Horoskop, Schach, Graphologie **SEITE 102**



Für 210 Mark nach den USA. *Superschiffe mit Fahrpreisen, die auch der kleine Mann bezahlen kann, wollen die Amerikaner Cantor und Detwiler bauen. Mit Selbstbedienung an Bord und niedrigen Passagen wollen sie jährlich 1½ Millionen Urlauber über den großen Teich locken* **SEITE 10**



Zwei Jagdbomber vom

Düsenjäger

Elf Tage lang haben deutsche und amerikanische Flugzeuge nach zwei Düsenjagdbombern der westdeutschen Luftwaffe gesucht. Vergeblich. Die Suchaktion wurde abgebrochen. Aus den in Bonn vorliegenden Berichten ergibt sich:

Am 22. Oktober stiegen die Düsenjagdbomber DD-107 und DD-108, Typ F 84, um 9 Uhr 16 vom Flieger-

Typ F 84 kehrten nicht wieder auf ihren Heimatflugplatz zurück. Zuletzt wurden sie auf Nordostkurs gesichtet

– verfranzt und verschollen

Navigations-Übungsflug endete in der Tschechoslowakei
Graf Nayhauß berichtet aus Bonn über die Hintergründe

horst Memmingen auf. Sie sollten einen Blindflug zu Übungszwecken unternehmen. Die Piloten hatten Befehl, über Frankfurt am Main und Mannheim nach Bitburg in der Eifel und von dort nach Memmingen zurück zu fliegen. Um 9 Uhr 52 erhielt die Bodenstelle Frankfurt die Meldung, daß Unteroffizier Hofmann, einer der beiden Piloten, Schwierigkeiten mit seinem Sauerstoffgerät habe. Sein Rottenführer, Stabsunteroffizier Kraus, wurde sofort angewiesen, mit Hofmann direkt nach Memmingen zurückzufliegen. Um 10 Uhr 25 meldeten beide Maschinen an Fürstenfeldbruck, daß sie jetzt einen Wolkendurchstoß unternähmen und zur Landung in Memmingen ansetzten. In Fürstenfeldbruck hörten die Überwacher noch, wie Rottenführer Kraus zu seinem Kameraden Hofmann über Bordfunk sagte: „Fertigmachen zum Durchstoß. Sturzflugbremsen raus, (Funk-)Kanalwechsel auf Memmingen Tower . . .“ Das waren die letzten Worte, die man von den beiden auffing; Memmingen wartete vergeblich. Sieben Minuten später (das ist die sogenannte Durchstoßzeit) wurde dann Alarm gegeben, die Polizei benachrichtigt und sämt-

Weiter auf Seite 93

Der Rottenführer *Stabsunteroffizier Helmut Kraus, 29, flog falschen Kurs*



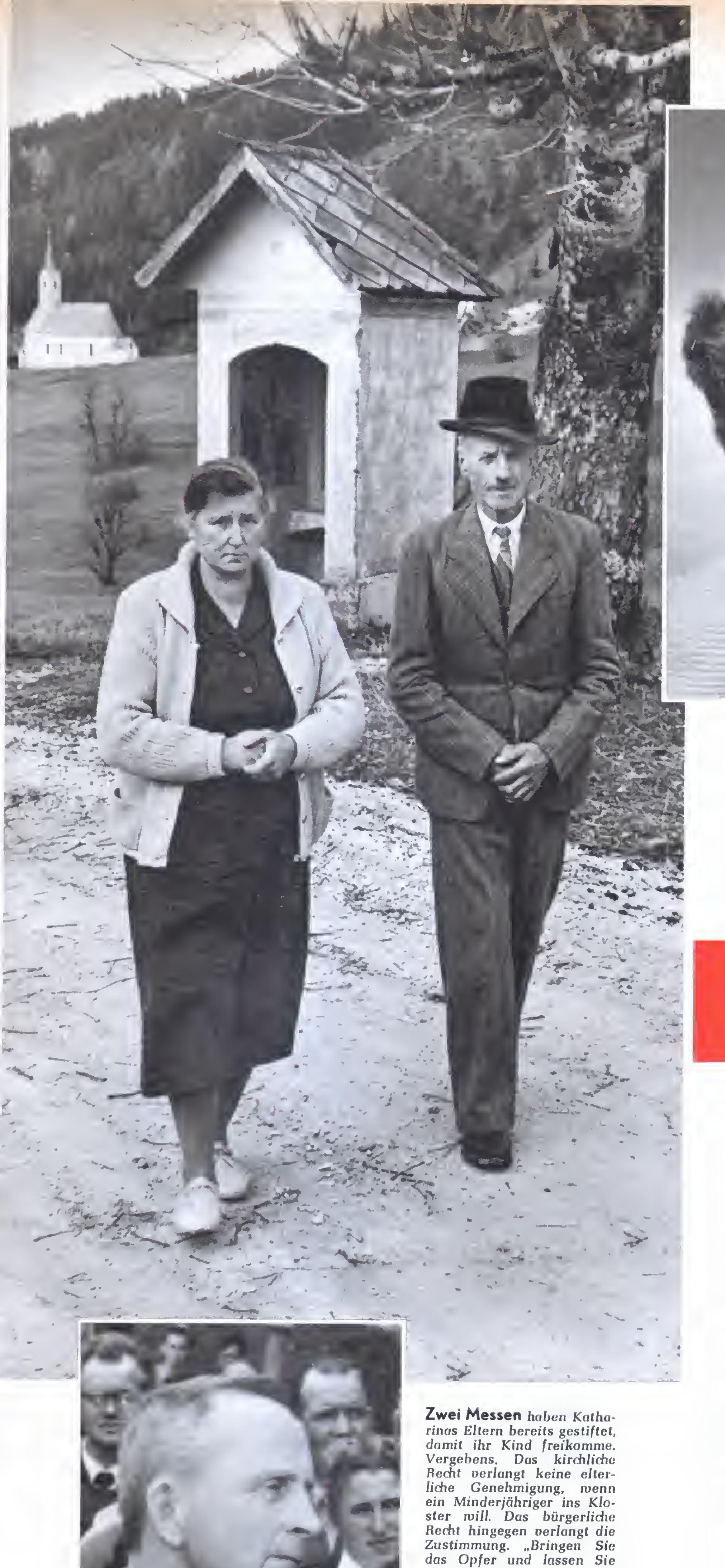
Seine Familie *erlebte Tage der Verzweiflung. War er tot? Lebte er noch?*



Sein Kamerad, *Unteroffizier Rolf Hofmann, 23, meldete Sauerstoffmangel*



Sein Vorgesetzter, *Oberstleutnant Greve, leitete die Suchaktion ein*



So sah Katharina aus, bevor sie als Kochschülerin ins Kloster ging. Die unerwarteten Abschiedsbriefe an ihre Eltern und an die Schwester (ganz rechts oben) erklärte die Oberin des Klosters mit den Worten: „Die Gnade Gottes ist über sie gekommen." Wie es wirklich zu dem „Entschluß" des Mädchens kam, Nonne zu werden, weiß man nur hinter den Mauern des Klosters. Denn bis heute wurde Katharinas Eltern keine Gelegenheit gegeben, mit ihrem Kind zu sprechen. Katharina gilt als reiche Erbin

Die Elisabethinen

„Helft mir, ich

„Helft mir, ich will mein Kind wiederhaben." Mit diesem verzweifelten Aufschrei stürzte Katharinas Mutter aus dem Kloster. Sie war zum zweitenmal abgewiesen worden. Ein Auflauf entstand. Polizei postierte sich am offenen Klostertor

Liebe Eltern, verzeiht, wenn ich nicht mehr zurückkomme. Ich bin berufen, im Orden zu bleiben ..." Mit diesem Brief aus der Feder der 18jährigen Bauerntochter Katharina Korpitsch aus Seel in Kärnten droht ein Skandal, der ganz Österreich beschäftigt. Das war geschehen: Im April schickte Franz Korpitsch seine Tochter nach Klagenfurt ins Kloster der Elisabethinen. Sie sollte kochen lernen. Katharina gefiel es nicht im Kloster. Sie freute sich auf den Tag ihrer Rückkehr. Der Tag kam. Frau Korpitsch fuhr nach Klagenfurt. Aber sie bekam ihr Kind nicht heraus. Zwei Nonnen führten Katharina zu ihr in den Warteraum. Das Mädchen war zu schwach, allein zu gehen. Es fiel der Mutter aufstöhnend in die Arme. Gleich darauf wurde Katharina wieder weggeführt. Erst zu Hause erfuhr Frau Korpitsch, was das alles zu bedeuten hatte. Sie fand Katharinas Brief vor. Die Eltern der 18jährigen behaupten, Katharina werde gewaltsam zurückgehalten. Die Antwort des Klosters: „Das Mädchen bleibt aus freiem Willen." Unbekannte setzten die Behauptung in Umlauf, die biederen Bauersleute hätten ihre Tochter häufig geprügelt. Eine Lüge, wie jeder in Seel weiß.

EIN BERICHT VON REINHARD UEBERALL

Zwei Messen haben Katharinas Eltern bereits gestiftet, damit ihr Kind freikomme. Vergebens. Das kirchliche Recht verlangt keine elterliche Genehmigung, wenn ein Minderjähriger ins Kloster will. Das bürgerliche Recht hingegen verlangt die Zustimmung. „Bringen Sie das Opfer und lassen Sie Ihre Tochter bei uns", forderte Generalvikar Dr. Kadras (links). In seinem Beisein durfte Katharina zusammen mit dem Vater in der Klosterkirche beten. Unterhaltung war verbaten. Franz Korpitsch hat Klage wegen Entführung eingereicht

Liebe Schwester!

Ich fühle mich zum Ordensstand berufen. Ich komme nicht hinunter Grüßt mir Eltern u Geschwister

Eure

Kathi

schreiten zur Messe. „Kathi soll nach Hause kommen", sagt ihr Vater. „Wenn sie hier bei ihrem Entschluß bleibt, darf sie zurück ins Kloster"

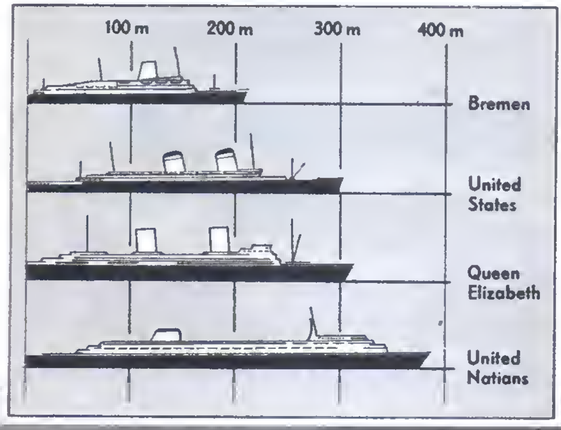
will mein Kind wiederhaben"



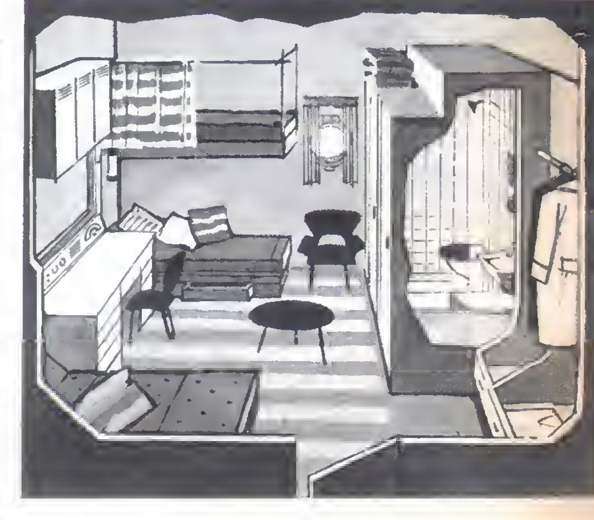
Für 210 DM



Das Riesenschiff für jedermann, die „United Nations", kann achttausend Passagiere in drei Tagen von Europa nach Amerika bringen

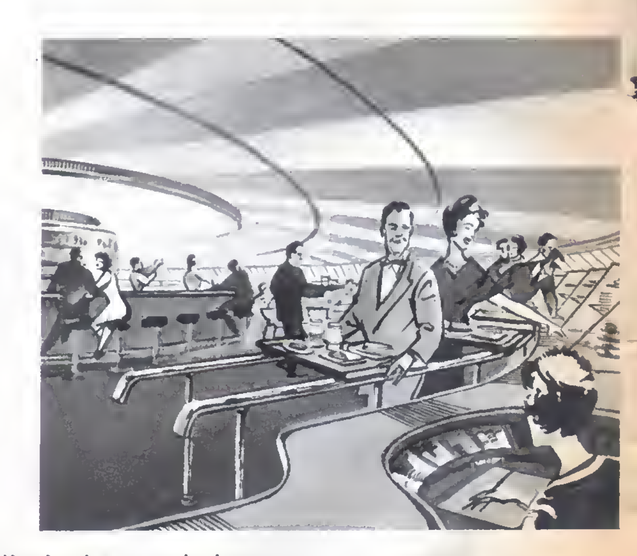


Doppelt so groß wie die „Bremen" sind die „Omnibusse des Meeres", die der Amerikaner Detwiler in Rotterdam bauen will. Für 735 Mark transportiert er jeweils 8000 Passagiere über den großen Teich und zurück. Essen ist eingeschlossen. Sein Kollege Cantor offeriert die Einzelüberfahrt – ohne Verpflegung – schon für 210 Mark. Seine Selbstbedienungsschiffe (6000 Fahrgäste) soll die Deutsche Werft, Hamburg, bauen. Bisher gibt es jedoch keine Landebrücken für diese Riesen. Selbst die ausgedehnten Piers von New York (unten) sind für diese Seegiganten zu klein



2000 Kabinen mit je vier Betten: So schläft sich der Fahrgast in der „United Nations" über den Atlantik. Die Oberbetten werden tagsüber in die Wand geklappt, ihre Rückfront zieren Wandgemälde. In Detwilers Riesenschiffen gibt es keine Einzelkabinen. Wer unbedingt solo reisen will, bezahlt drei leere Betten mit





Selbstbedienungsläden sind das Geheimnis der niedrigen Fahrpreise auf Cantors Schiffen. Der Passagier zahlt nur den Schlafplatz. Für Essen hat er selber zu sorgen. Ob er die Verpflegung mitbringt oder sie in einem der fünfzig Schiffsläden kauft, ist seine Sache. In den Speisesälen sind auch Stullenpakete erlaubt

zum Urlaub nach Amerika

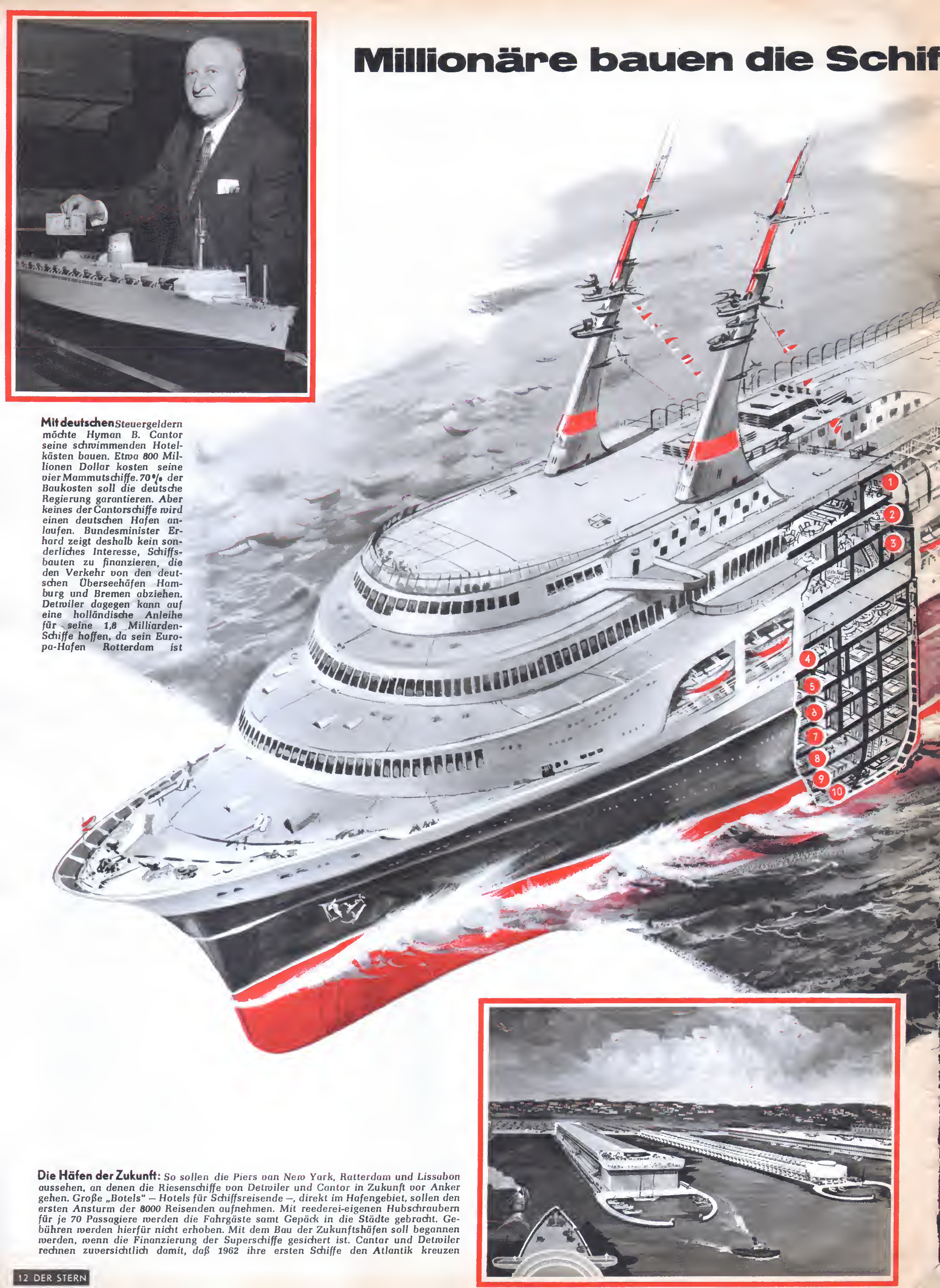
Acht „Mammut-Transportgefäße" für Passagiere wollen die beiden Amerika-Millionäre Hyman B. Cantor und Edgar Detwiler V. bauen. Für 50 Dollar (210 DM) verspricht der erste eine Fahrt über den Atlantik — ohne Essen. 175 Dollar (735 DM) fordert der zweite für Hin- und Rückreise mit Verpflegung. Mit dieser Ankündigung haben die beiden US-Planer Verwirrung in die Reihen der „Atlantic Passenger Steamship Conference" gebracht, die bisher alle Fahrpreise über den Atlantik diktierte. Auch die Luftfahrtlinien, die heute den Großteil aller Atlantiküberquerungen bestreiten, erfaßte Unruhe. Falls die beiden Amerikaner ihre Pläne verwirklichen, ist es aus mit den hohen Atlantik-Fahrpreisen.

Die Reise in die Neue Welt ist bald kein unerfüllbarer Traum mehr. Die „Schiffe von morgen" sollen bereits heute gebaut werden



Mach' Urlaub in USA! Detwiler und Cantor wollen mit ihren acht Monsterschiffen jährlich 1½ Millionen Europäer nach Amerika holen. „Für wenig Geld jeder einmal im Land der unbegrenzten Möglichkeiten", lautet ihre Devise

Millionäre bauen die Schif



Mit deutschen Steuergeldern möchte Hyman B. Cantor seine schwimmenden Hotelkästen bauen. Etwa 800 Millionen Dollar kosten seine vier Mammutschiffe. 70% der Baukosten soll die deutsche Regierung garantieren. Aber keines der Cantorschiffe wird einen deutschen Hafen anlaufen. Bundesminister Erhard zeigt deshalb kein sonderliches Interesse, Schiffsbauten zu finanzieren, die den Verkehr von den deutschen Überseehäfen Hamburg und Bremen abziehen. Detwiler dagegen kann auf eine holländische Anleihe für seine 1,8 Milliarden-Schiffe hoffen, da sein Europa-Hafen Rotterdam ist

Die Häfen der Zukunft: So sollen die Piers von New York, Rotterdam und Lissabon aussehen, an denen die Riesenschiffe von Detwiler und Cantor in Zukunft vor Anker gehen. Große „Botels" – Hotels für Schiffsreisende –, direkt im Hafengebiet, sollen den ersten Ansturm der 8000 Reisenden aufnehmen. Mit reederei-eigenen Hubschraubern für je 70 Passagiere werden die Fahrgäste samt Gepäck in die Städte gebracht. Gebühren werden hierfür nicht erhoben. Mit dem Bau der Zukunftshäfen soll begonnen werden, wenn die Finanzierung der Superschiffe gesichert ist. Cantor und Detwiler rechnen zuversichtlich damit, daß 1962 ihre ersten Schiffe den Atlantik kreuzen

fe für jedermann

1 Konferenzräume, Klubs und Wandelhallen. Zugang vom Promenadendeck

2 Dreißig Bars und zwölf Tanzlokale. Auf diesem Deck auch fünfzig Läden

3 Bibliothek und Zeitungssaal für 800 Personen. Damen- und Herrenfriseur

4 Kinotheater für 1200 Zuschauer. Acht große Speisesäle für je 500 Gäste

5 Kabinen (Schlafräume mit Waschgelegenheit und WC) für je vier Gäste

6 Kabinen (Schlafräume mit Waschgelegenheit und WC) für je vier Gäste

7 Kabinen (Schlafräume mit Waschgelegenheit und WC) für je vier Gäste

8 Schwimmbäder, Kinder-Planschbecken. Außerdem eine Hunde-Pension

9 Hospital, Krankenzimmer, Arztkabinen, Sporthalle und Massageräume

10 Großgaragen für Autos, Gepäckräume. Proviantlager für Großküchen

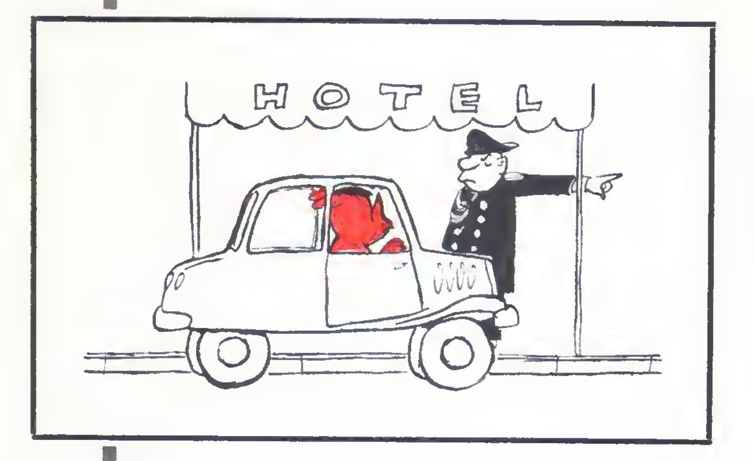
ZEICHNUNGEN: GÜNTER RADTKE

Vierzehn Decks hoch soll die „United Nations" werden, deren Modell hier der Millionär Detwiler in die Höhe hält. Mit einer Länge von 388 Metern (108 000 BRT) wäre die „United Nations" das größte Schiff der Welt. Jeder der 8000 Passagiere soll sich an Bord dieses Superriesen wie zu Hause fühlen, jeder Komfort wird geboten. Jeder Staat, der Mitglied der Vereinten Nationen ist, hat sein eigenes Restaurant oder eine Tanzhalle oder eine Teestube. Das deutsche und das englische Restaurant liegen direkt nebeneinander. Eine Trennung zwischen „ostdeutsch" und „westdeutsch" gibt es bei Detwiler nicht. Neben den 2000 Kabinen, jede mit Bad, hat das Schiff nach acht Speisesäle für je 500 Gäste. Es muß also in zwei Schichten gegessen werden. Weiter gibt es ein Kino (800 Plätze), ein Theater (1200 Plätze), zwölf Tanzbars, 30 Cocktailbars, 14 Cafés und Restaurants und 50 Läden. Dazu kommt noch eine Hundepension, ein komplettes Krankenhaus, drei Schwimmbäder, eines für Kinder, und Sitzungshallen für Klubs. In Zeiten der Verkehrsflaute soll das Schiff als „Kongreßhalle" dienen

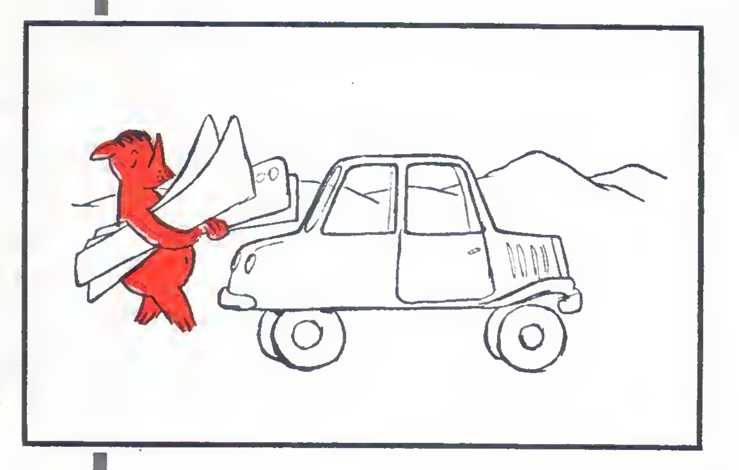


Reinhold das Nashorn

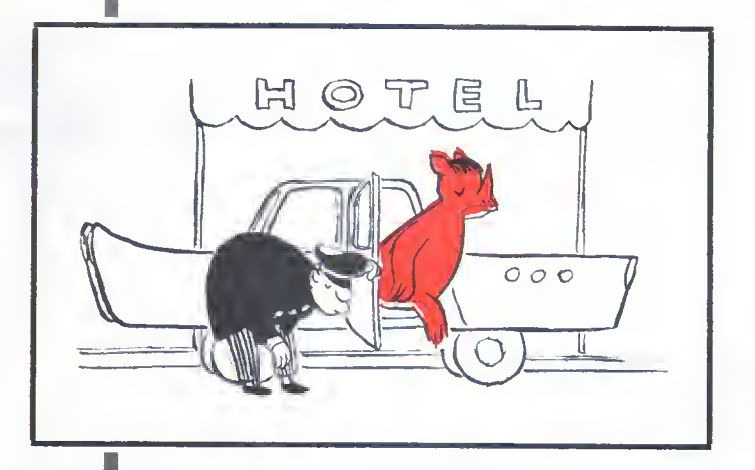
Zeichnungen von Pirol und Verse von Basil



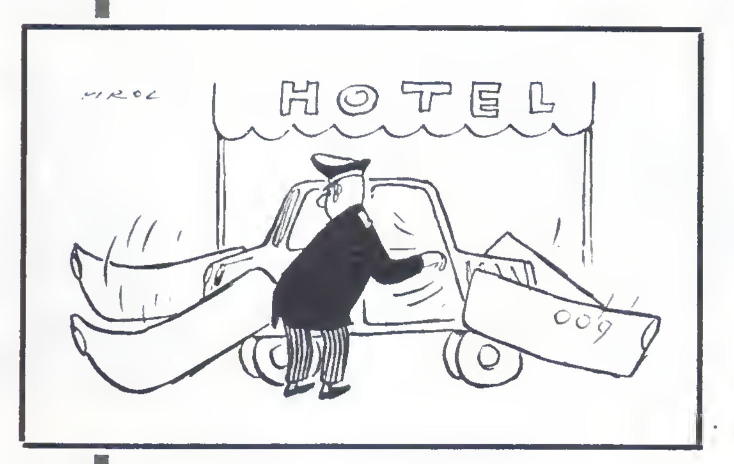
„Nur für Gäste! Sind Sie blöd, Sie erbärmlicher Prolet!"



Reinhold kauft vier neue Teilchen, und dann bastelt er ein Weilchen.



„Tag mein Herr, welch schicker Wagen! Darf ich noch der Marke fragen?"



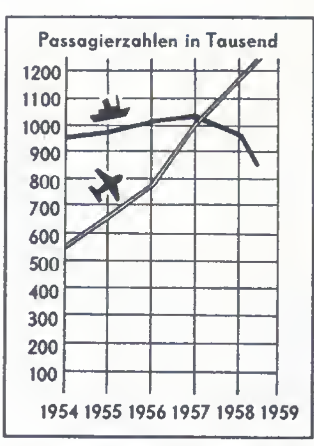
Vieles, was das Auge blendet, wird nur äußerlich verwendet.

Für 210 Mark nach Amerika

Seit zehn Jahren jagen Luftfahrtgesellschaften und Reedereien den größten Fisch, den es je im Atlantik gegeben hat: den Passagier, der über den großen Teich herüberwechselt. Mit allen Mitteln der Technik und Propaganda betreiben die feindlichen Konkurrenten diesen Fischzug. Inserate, Plakate und Prospekte werben um jeden, der auch nur einmal mit dem Gedanken einer Reise in die Neue Welt spielt. „Sicherheit, Behaglichkeit und Komfort" – das ist die Devise des Schiffes. Das Flugzeug antwortet mit „Tempo und Luxus".

Das Tempo scheint zu siegen. Seit Jahren müssen die Reeder der großen Schiffe zusehen, wie die Zahl der fliegenden Ozeanreisenden wächst (siehe Graphik). Die Tage der großen „Musikdampfer" scheinen gezählt zu sein. Gehört die Zukunft über dem Atlantik bereits der Luft?

Edgar Detwiler und Hyman B. Cantor sind anderer Meinung. Beide kommen aus den USA. Beide sind Fachleute des modernen Fremdenverkehrs – und beide sind Millionäre. Also Männer, die wissen, wie man Geld verdient. Mit zunächst acht Riesenschiffen wollen sie den Kampf gegen die Rivalen aufnehmen. Ihr Rezept ist einfach. Es heißt: „Große Reise für kleines Geld."



Von zehn Amerika-Reisenden benutzen heute sechs das Flugzeug. Eine Boeing 707 befördert mit einem Flug nur 123 Personen, die „Queen Elizabeth" dagegen 2190. Aber das Flugzeug kann 712mal im Jahr starten, das Schiff nur 44mal

Schon für ganze 210 DM will Cantor einen Teil seiner Passagiere (20 %) über den Atlantik befördern. Die anderen Gäste zahlen mehr, aber noch immer weniger, als ein halbes Flugbillet der billigsten Klasse nach Amerika kostet. Cantor ist überzeugt, daß er so die Passagierschiffe herkömmlicher Art und die modernen Flugzeuge schlagen kann.

Seine Schiffe sind schwimmende Schlafplätze: der Passagier wird befördert, und er hat ein Bett. Für alles andere – voran die Verpflegung – muß er bezahlen wie in einem Hotel. Die Preise in den Selbstbedienungsläden seiner Schiffe, so versichert der clevere Geschäftsmann, werden durchaus „zivil" sein. Zu Mittag essen kann man bereits für 1,80 DM. Edgar Detwiler ist etwas teurer. Aber er behauptet, nicht teurer zu sein. Rund 735 DM will er für Hin- und Rückfahrt verlangen. Dieser Preis schließt auf seinen Schiffen Verpflegung mit ein. Detwiler betont – wie auch Cantor –, daß kein Passagier auf den Komfort zu verzichten hat, an den jeder Amerika-Reisende auf den Ozeanriesen üblicher Bauart gewöhnt ist.

388 m
381 m
160 m
Kölner Dom
Empire State Building
United Nations

Die Größe des geplanten Ozeanriesen „United Nations" verglichen mit zwei weltbekannten Gebäuden

Die Riesenschiffe der beiden Amerikaner (Cantor: je 6000 Passagiere, Detwiler: je 8000 Fahrgäste) würden eine Revolution auf den Meeren bedeuten. Aber die Revolution hat noch nicht begonnen, die Schiffe sind noch nicht gebaut. Vor den beiden Projekten türmen sich wirtschaftliche, technische und finanzielle Schwierigkeiten auf.

● *Wirtschaftlich:* Die Reeder sind skeptisch. Wo wollen die beiden Amerikaner die Passagiermengen hernehmen, die sie brauchen, um die großen und teuren Schiffe rentabel zu betreiben? – fragen sie. Cantor und Detwiler kontern mit glaubhaften Argumenten: „Niedrige Preise erschließen uns eine völlig neue Klasse von Ozeanreisenden." Die beiden rechnen sogar damit, daß nur etwa 10% der bisherigen Schiffs- und Flugpassagiere auf ihre Riesenschiffe umsteigen werden. (1958 Schiff: 960 000 Passagiere, Flugzeug: 1,3 Millionen.) „Das Gros der Reisenden sind Kleinverdiener, denen die Atlantik-Überquerung bisher zu teuer war." Bereits jetzt laufen in den Büros der beiden Schiffsplaner täglich Vorbestellungen ein. Obwohl die Schiffe erst auf den Reißbrettern der Ingenieure bestehen, sind die ersten Passagen bereits ausverkauft. Cantor: Ich habe 25 000 Vorbestellungen!"

● *Technisch:* Diese Riesenschiffe können nicht gebaut werden – sagen die Skeptiker. Außerdem: An- und Abtransporte solcher Passagiermengen würden die Häfen vor unlösbare Probleme stellen. Für die beiden Amerikaner antworten Ingenieure und Verkehrsfachleute: Die Deutsche Werft in Hamburg kann morgen mit dem Bau des ersten Cantor-Schiffes beginnen. Eine ausreichend große Anlage ist vorhanden. Die Verolme-Werft bei Rotterdam – dort will Detwiler bauen – braucht nur einige technische Veränderung vorzunehmen, um mit der Kiellegung beginnen zu können.

Der andere Einwand ist ernster. Der Abtransport von 8000 Passagieren mit rund 24 000 Gepäckstücken kann mit herkömmlichen Mitteln nicht bewältigt werden. Doch auch hier sehen die Superschiffbauer eine Lösung. Sie wollen nur drei Häfen anlaufen: New York, Rotterdam und Lissabon. In diesen drei Häfen können sie besondere Ladeeinrichtungen schaffen, die jeden Massenverkehr bewältigen werden. Detwiler will für An- und Abtransport moderne Hubschrauber einsetzen, die von einem eigenen Hafenflugplatz aus operieren. Über die Lieferung der ersten 80 Passagier-Helikopter verhandelt er bereits.

● *Finanziell:* Die beiden amerikanischen Millionäre wollen ihre Projekte nur zum geringsten Teil selber finanzieren. Cantor braucht für den Bau von vier Schiffen etwa 700 bis 800 Millionen Dollar. Mit 20 Millionen steigt er selber ein, 180 Millionen stellen amerikanische Lebensversicherungs-Gesellschaften. Den Rest erhofft er mit Hilfe einer deutschen Regierungsgarantie (70 %) aufzubringen. Detwiler veranschlagt den Preis für vier Schiffe samt Umbauten in den Anlaufhäfen auf rund 1,8 Milliarden DM, die er bei Interessenten finden will.

Cantor hat jetzt erklärt, daß die Finanzierung seines Projektes auch ohne Bonner Bürgschaft so gut wie gesichert sei. Denn von Bundeswirtschaftsminister Erhard liegt keine Zusage vor. Auch Detwiler erklärte in Rotterdam: „Rund 50 % der Summe, die ich brauche, sind bereits beschafft."

Zwischen den beiden Propagandisten und den Gegnern dieser ungewöhnlichen Projekte steht das Urteil eines unabhängigen Fachmanns, Dr. Theel vom Bremer Institut für Schiffahrtsforschung: „Ich gebe den Schiffen keine Chance, und wenn es trotzdem zum Bau kommen sollte, keine lange Betriebsdauer. Ich glaube, daß ein atomgetriebenes, eintauchfähiges oder anhebbares Schiff mehr Aussicht auf Erfolg hat." Zudem: Der Hamburger Ingenieur Dr. Wendel hat bereits ein Tragflügelboot konstruiert, das auf der Unterelbe 75 km/st lief. Sowjetische Schiffbauer entwickelten ein Tragflächenboot, das 80 km/st auf der Wolga erreichte.

Detwiler und Cantor gehen mit ihren Schiffsneubauten ein Risiko ein. Der Einsatz nur eines Schiffes in einer Größe von 100 000 BRT bedeutet, daß im Jahr 480 000 Passagiere gefunden werden müssen, damit sich das Geschäft lohnt.

Was die beiden Amerikaner mit ihren geplanten Neubauten erreichen, wird wahrscheinlich wie ein Bumerang auf sie zurückkommen: Bestimmt werden die Luftlinien ihre Flugpreise senken, und die Reedereien werden sich ihnen anschließen. Dann ist das Preisgefälle nicht mehr groß genug zwischen den „Kraft-durch-Freude"-Schiffen Detwilers und Cantors und ihrer Konkurrenz.



Ein böses Ende nahm für den Münchner Taxichauffeur Franz Bauer die nächtliche Fahrt in einen Vorort. Sein Fahrgast drückte ihm nach Wildwestmanier in einer einsamen Straße eine Pistole in den Rücken. Bauer ließ sich aus der Tür fallen, rollte dabei vor den haltenden Wagen und mußte, weil der Passagier allein weiterfuhr, über den Kühler auf das Wagendach flüchten. Als der Fahrgast sah, daß er in einer Sackgasse landete, entfloh er und ließ den leeren Wagen rückwärts eine Böschung hinunterrollen. „Es war ein Amerikaner", sagte Bauer (l.), als er bei der deutschen Polizei Anzeige erstattete



Arg verbeult wurde der Wagen geborgen. Den Fahrer Bauer aber verhörten sechs Beamte von der amerikanischen Kriminalpolizei sechs Stunden lang. Der Zweck dieser Vernehmung war offenbar weniger, den Überfall aufzuklären, als von Bauer die Aussage zu erhalten, daß sein Fahrgast keineswegs ein Amerikaner gewesen sei. Aber Bauer, der seit sechs Jahren die Boys aus USA durch München fährt, ließ sich nicht umstimmen – auch nicht, als man ihn beschuldigte, den Überfall erfunden zu haben, um entweder die Versicherung zu betrügen, oder um ein heimliches Schäferstündchen in seinem Auto zu vertuschen

Der Ami darf kein Ami sein

Die Kriminalisten aus USA in der Mc Graw-Kaserne fanden den Übeltäter nicht. Ihnen ist es peinlich, wenn wieder einmal einer ihrer Landsleute unangenehm aufgefallen ist. Sie gehen aber entschieden zu weit, wenn sie, um die Ehre der amerikanischen Nation zu retten, das Opfer eines Überfalls wie einen Angeklagten peinlich verhören. Jedes Volk hat seine schwarzen Schafe, und es wäre ein Wunder, wenn es in der US-Army keine gäbe





Rockefellers Schwieg



Heuer auf der „Saupolyna":

Papa

ervater fuhr als Matrose nach New York



Fahrgeld gespart

„Komm' uns mal besuchen", stand dick unterstrichen in dem Brief, den Kristian Rasmussen von seiner Tochter Anna Marie aus New York erhielt. Vor wenigen Wochen heiratete sie den Rockefeller-Sohn Steven. Die beiden wohnen jetzt in der New Yorker 5. Avenue (oben). Papa Rasmussen überlegte. Eine Schiffsreise von Oslo nach New York kostet auf einem Frachter etwa 800 Mark, eine Flugreise fast 1500 Mark. Soviel wirft der Kramladen nicht ab, den Kristian Rasmussen auf der norwegischen Skagerrak-Insel Boroya besitzt. Vater Rasmussen wußte Rat: Er heuerte auf dem Frachter „Sunpolyna" als Matrose an. Da hatte er sogar noch ein schönes Taschengeld, als er in New York ankam. Und von seinen reichen Verwandten hatte er sich nichts schenken lassen müssen



Vater Rasmussens Holzhaus am Skagerrak



Rockefellers Wolkenkratzer in New York

Rasmussen hatte keine Ruhe...



Papa Rasmussen in New York:

... mal sehen, was das Mäd

Fortsetzung von Seite 17



New York regt ihn nicht auf. *Mit seiner Tochter bummelt Kristian Rasmussen durch die Stadt. Jetzt wohnt er in dem Haus in der 5. Avenue, aber der Luxus imponiert ihm nicht. Vorher war er Gast bei seinem Schwager, einem Polizisten im Stadtteil Bronx. Bei diesem Onkel Swenson wohnte auch Anna Marie (rechts), als sie zum erstenmal nach New York kam*



Anna Marie Rockefeller zeigt ihrem Vater die große Stadt



Im Familienkreis: *Vater Nelson Rockefeller und seine Frau haben den Gast aus Norwegen in die Mitte genommen. Nelson Rockefeller, der Gouverneur von New York und Verwalter des riesigen Rockefeller-Vermögens, weiß, was Publicity wert ist. Er weiß, daß man sich auch mit einfachen Leuten nicht oft genug zeigen kann, wenn man bei den nächsten Präsidentschaftswahlen kandidieren will. So kam ihm der Besuch Papa Rasmussens recht gelegen. Die amerikanische Presse schrieb über die eigenwillige Schiffsreise des angeheirateten Rockefeller-Verwandten lange Artikel*

chen macht

Der Onkel des Millionenerben Steven Rockefeller ist Polizist


Vater Rasmussen


Onkel Swenson

Als Kristian Rasmussen in New York ankam, stand sein Schwager Andrew Swenson am Kai. Swenson war vor 26 Jahren als norwegischer Einwanderer in Amerika an Land gegangen. Heute schiebt er als Polizist Dienst im Stadtteil Bronx. Durch Anna Maries Heirat wurde Swenson mit den Rockefellers verwandt. Aber die Millionäre übersehen ihn. Swenson wurde auch nicht zur Hochzeit Anna Maries eingeladen. Doch das traf ihn nicht. Den Schwager Rasmussen aus Norwegen nahm er wie einen guten alten Freund bei sich auf und sagte: „Ich habe Kristian eingeladen, weil er es bei uns bestimmt gemütlicher findet als bei den Rockefellers." Später zog Papa Rasmussen zu seiner Tochter in die 5. Avenue. Als ihn der Schwiegervater Anna Maries, Gouverneur Nelson Rockefeller, begrüßte, meinte Kristian Rasmussen treuherzig: „Schon mit deinem Vater habe ich Geschäfte gemacht. Ich habe sein Petroleum in meinem Laden verkauft. Ich kenne euch also schon sehr lange." Dem wetterfesten Norweger konnte das große Rockefeller-Vermögen nicht imponieren.



Ein Stück Norwegen *hat sich Andrew Swenson als Polizist erarbeitet: sein Holzhaus. Dort vertauscht er nach Dienstschluß die sporenklirrenden Stiefel mit den Hausschuhen. Sein Schwager Kristian Rasmussen fühlte sich hier gleich wie zu Hause*



Joachim Heldt und Rolf Gillhausen berichten über den Wettlauf von Ost und West um die Gunst des neutralen Indien



Ich zwänge mich aus dem Jeep, der uns vom Bahnhof abgeholt hat, und sage: „Sdrastwujtje." Denn auf der Hoteltreppe sitzen Russen. Sie tragen Turnhemden und Trainingshosen. Es sind Monteure, die hier in Bhilai, im Herzen Indiens, ein Stahlwerk aufbauen.

Ihre selbstgedrehten Zigaretten verglühen hastig. Wind ist aufgekommen. Ein schwarzer Wolkenturm, der drüben hinter der Silhouette der Hochöfen aufsteigt, verspricht Regen. Und die Russen genießen zusammen mit dem indischen Hotelpersonal, das zwischen ihnen hockt, die Abkühlung.

Das Stahlwerk Bhilai *wird von russischen Ingenieuren gebaut. Es produziert vorerst nur Roheisen. Abends vergnügen sich die Russen in ihrem tristen Hotel mit Tischtennis*



Wir laden unser Gepäck ab. Es sind drei Zentner. Ein Russe wirft seine Zigarette in den Wind und steht auf, um uns zu helfen.

Die Inder bleiben sitzen. Es sind Zimmerboys. Sie haben nicht den Auftrag, Koffer zu schleppen. Das tut die niedrigere Kaste der Gepäckträger. Und diese sind nicht da.

„Feines Hotel", sagt Gill in lautem Deutsch.

„Deutsche?" verstehe ich den Russen, der uns behilflich ist. →

Die große Öde *eines Familien-Tanzabends, bei dem es nicht einmal Wodka gibt, wird von den Russen kaum empfunden. Für sie ist jeder Auslandsaufenthalt ein Abenteuer*

PLANUNG UND BILDTEXTE: GERD HENNENHOFER

Die Russen verstehen es besser

Der Osten schlägt die größere Leistung des Westens in Indien durch bessere Propaganda

An die Zukunft denken – fürs Leben schenken!

ein Geschenk, das aus dem Rahmen fällt



Kleinschreibmaschinen

Wir wollen von Herzen schenken, wollen Freude geben, die länger anhält, als einen Tag. Was gibt es da Schöneres, als ein Geschenk fürs ganze Leben? Eine Kleinschreibmaschine von TRIUMPH. Mit ihr schenken wir die Handschrift moderner Menschen, eine wichtige Hilfe für den Weg nach „oben". Denn wer mit der Maschine schreibt, gilt mehr. Und bei einer Kleinschreibmaschine von TRIUMPH weiß man, daß man etwas wirklich Gutes hat. Fünfzig Jahre TRIUMPH-Erfahrung machen sich schon bemerkbar. Eine kleine TRIUMPH kann sich jeder leisten. Darum sollten wir nicht zögern, vor allem die jungen Leute recht frühzeitig an diese wichtige Grundlage für das berufliche Vorwärtskommen heranzuführen. Eine Reiseschreibmaschine oder Kleinschreibmaschine von TRIUMPH ist das ideale Geschenk zum Fest; es gibt sie schon ab



286.–

TRIUMPH WERKE NÜRNBERG A.G.

Die Russen verstehen es besser

„Westdeutsche", sage ich in Erinnerung unseres spärlichen Wortschatzes, den wir auf unseren Rußlandreisen erworben haben.

Er nickt: „Westdeutsche Ingenieure? Sehr gut."

Ich schüttele den Kopf: „Presse."

Über sein Gesicht huscht Finsternis.

„Nicht gut", sagt er. Aber dann lachen wir gemeinsam. Er schlägt uns auf die Schulter und hilft uns noch bis zum Eingang.

Wir wohnen in einem Staatshotel. Es wird von Beamten der indischen Regierung geleitet, nach planwirtschaftlichen und damit bürokratischen Gesichtspunkten. Ein nackter Betonbau, erdacht von einem westlich denkenden indischen Architekten. Riesige Fensterfronten beleuchten die Gänge.

Das Haus ist erst ein paar Monate alt. Mit seinen massigen Wänden und Pfeilern sieht es auf den ersten Augenblick so aus, als wäre es für die Ewigkeit gebaut. Aber die Vergänglichkeit nagt bereits daran. Die Lichtschalter wackeln, die Neonlampen in unserem Zimmer flackern nervös, ein Wasserhahn tropft. Nur die Klimaanlage schweigt. Und im Badezimmer tummeln sich riesige schwarze Käfer. Dafür fehlt Toilettenpapier.

Ich habe schon viele indische Hotels gesehen, primitive Gasthäuser oft, ohne Wasser, manche ohne Licht. Es konnte uns nicht stören. Dieses hier aber erhebt Anspruch. Es ist neu und modern und stolz im Preis.

Ich drücke auf den Knopf, wo „Bedienung" daransteht. Ich warte, aber es passiert nichts. Vielleicht ist auch die Klingel kaputt. Ich gehe auf den Flur hinaus und finde in einer Nische einen schlafenden Boy. Ich wecke ihn, nehme ihn mit und zeige ihm im Bad, woran es uns fehlt: Toilettenpapier. Er grinst und verspricht, es uns zu besorgen.

Nach einer Viertelstunde ist er wieder da, mit traurigem Gesicht und leeren Händen.

„Master, Ladenchef sagt: ‚No!'"

„Warum?"

„Master, Ladenchef sagt: ‚Mittagspause. In halbe Stunde.'"

Wir haben Zeit, unsere Koffer auszupacken und die Kameras zu putzen.

Nach einer halben Stunde hole ich mir wieder unseren Boy aus seiner Schlafnische im Flur. Er trabt davon, von einem Geldschein beflügelt. Aber er kommt mit einem noch traurigeren Gesicht zurück.

„Master, Ladenchef sagt: ‚No!'" Unser Boy macht ein ganz strenges Gesicht dazu. Auch unsere Gesichter sind inzwischen angestrengt.

„Warum?"

„Master, Ladenchef sagt: ‚Kann nicht geben. Papier gekauft von Regierung nur für Russen.' Und Master, du nicht Russe."

„Das ist Planwirtschaft", sagt Gill.

*

Der Presseoffizier, der uns zur Besichtigungsfahrt abholt, ist ein bescheiden lächelnder junger Inder. Seine schwarzglänzenden Haare sind sorgfältig gescheitelt, und er trägt ein blütenweißes Hemd.

„Fühlen Sie sich wohl, haben Sie Wünsche?" sagt er in schnellem Englisch.

„Das Hotel . . .", versuche ich.

„Ja", sagt er, „es ist ein ganz moderner Bau. Es ist das modernste Hotel Indiens. Der Architekt kommt aus Chandigarh. Er hat dort die Methoden von Le Corbusier studiert, dem berühmten Franzosen, der dort oben am Fuße des Himalaja im Auftrage unserer Regierung eine ganz neue Stadt aufbaut."

„Gewiß", sage ich, „ein sehr moderner Bau . . ."

„Nicht wahr?" sagt der Presseoffizier, „es kommen viele Besucher, um es zu besichtigen."

Ich versuche trotzdem, ihm in gesucht höflichen Worten zu sagen, was uns in diesem modernsten Hotel Indiens auf natürliche Weise bedrückt.

Aber ich merke, daß es falsch war, dies zu sagen. Sein Gesicht wird plötzlich flach. Das Lächeln verschwindet. Die Worte sind spitz: „Unsere russischen Freunde fühlen sich sehr wohl in unserem Hotel. Wir haben noch keinerlei Beschwerden gehört. Sie sagen immer wieder, sie fühlten sich hier wie zu Hause."

Wir steigen in den wartenden Jeep. Die →

Die Deutschen in Indien *haben es schwer. Sie bauen das Stahlwerk Rourkela unter Bedingungen, die Körper- und Nervenkraft schnell verschleißen. Die Hitze, meist über 40 Grad im Schatten, ist unerträglich. Ein großer Teil der Arbeiter kommt hier im Staate Orissa aus Dschungeldörfern, wo noch mit Pfeil und Bogen gejagt wird, und hat die erste Berührung mit der Technik. Die Arbeiter und Kulifrauen sind zunächst unbeholfen und langsam. Der „Deutsche Klub" ist die einzige Vergnügungsstätte der Monteure. Dort gibt es einen Swimming-Pool und Bierausschank, für den die Regierung des Staates Orissa, in dem Prohibition herrscht, eine Sondergenehmigung erteilte*



Seid nett zu den Indern *ist die Devise der Russen. Ihre Ingenieure sind als Botschafter der Sowjetunion im neutralen Indien und nicht, wie die Deutschen, als Privatleute. Auf dem Gelände des Stahlwerks Bhilai exerzieren die Russen Freundlichkeit und Geduld. Sie beugen sich – auf Befehl von Moskau – der Prohibition und verzichten auf ihren Wodka. Nie würden sie ein Wort der Kritik über ihre indischen Mitarbeiter sagen. Trotz all dieser Vorbildlichkeit ist ihr Werk konventionell, während die Deutschen das modernste Stahlwerk Asiens bauen. Aber die Russen haben die bessere Presse in Indien*

Sensationelle Nachricht

für alle, die ihre Haare behalten und wieder neue Haare bekommen wollen . . . Geiger-Zähler bestätigt wunderbare, haarnährende Kraft von

Neo-Silvikrin!

Bestimmt haben auch Sie schon dies oder jenes unternommen, um den Haarausfall aufzuhalten . . . und das Resultat??? Jetzt endlich brauchen Sie nicht mehr den Mut zu verlieren, denn es gibt ja Neo-Silvikrin — die auf der ganzen Welt anerkannte biologische Haarnahrung!

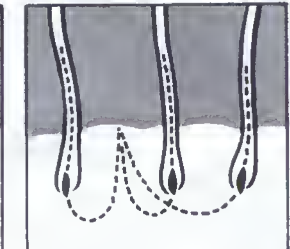
Die erste Voraussetzung für die Wirksamkeit eines Haarpräparates ist: Seine Wirkstoffe müssen bis in die Haarwurzeln gelangen!

Entscheidender Beweis durch Neo-Silvikrin erbracht

Neo-Silvikrin ist das e r s t e Haarpräparat, bei dem mit Methoden moderner Strahlenanalyse nachgewiesen wurde, dass die im Neo-Silvikrin enthaltenen Aufbaustoffe des Haares tatsächlich bis in die Haarwurzeln gelangen und im neu nachgewachsenen Haar enthalten sind.

Für die Untersuchungen wurde Neo-Silvikrin radioaktiv gemacht und in die Haut einmassiert. Das nachwachsende Haar wurde nach einiger Zeit mit Hilfe des Geiger-Zählers auf Radioaktivität geprüft. Das erstaunliche Ergebnis: In diesem Haar liessen sich dieselben





Wissenschaftlich bewiesen: Die Aufbaustoffe von Neo-Silvikrin gelangen bis in die Haarwurzeln!

Aufbaustoffe nachweisen, die im Neo-Silvikrin enthalten sind. Damit war wissenschaftlich einwandfrei erwiesen, dass die Aufbaustoffe von Neo-Silvikrin bis in die Haarwurzeln gelangen und im neu nachgewachsenen Haar enthalten sind! (Biochemical Journal, Vol. 57, Nr. 4, Seiten 542–547.)

Neo-Silvikrin enthält alle 18 Aufbaustoffe des Haares!

Unser Haar besteht aus Keratin, welches sich aus 18 Aufbaustoffen, sogenannten Aminosäuren, zusammensetzt. Es ist eine wissenschaftliche Tatsache: Ohne diese 18 Aufbaustoffe gibt es kein Wachstum der Haare. Durch ein in Jahren der Forschung entwickeltes Spezialverfahren werden bei der Herstellung von Neo-Silvikrin durch Hydrolyse der Skleroproteine von Keratin alle 18 Aufbaustoffe des Haares gewonnen. Neo-Silvikrin enthält alle diese 18 Aufbaustoffe und ist deshalb die körpereigene Nahrung des Haares, und hierauf gründen sich seine ausserordentlichen Erfolge!

Dies sind die unentbehrlichen 18 Aufbaustoffe:

1. Methionin	7. Isoleucin	13. Prolin
2. Tryphtopan	8. Valin	14. Serin
3. Lysin	9. Threonin	15. Asparaginsäure
4. Histidin	10. Arginin	16. Glutaminsäure
5. Phenylalanin	11. Cystin	17. Glycin
6. Leucin	12. Tyrosin	18. Alanin

Und dies ist wichtig: Neo-Silvikrin enthält also nicht nur alle 18 Aufbaustoffe des Haares, sondern die Wissenschaft hat einwandfrei bewiesen: Die Aufbaustoffe von Neo-Silvikrin gelangen bis in die Haarwurzeln und sind im neu nachgewachsenen Haar enthalten. Ungezählte Menschen auf der ganzen Welt verdanken ihr gesundes, volles Haar einer Kur mit Neo-Silvikrin. Auch Ihnen kann Neo-Silvikrin die langersehnte Hilfe bringen!

Für eine erfolgreiche Kur mit Neo-Silvikrin ist jedoch unbedingte Voraussetzung:

1. daß Sie die Kur gewissenhaft und mit Ausdauer durchführen.
2. daß Ihre Haarwurzeln noch nicht abgestorben sind. Sind die Haarwurzeln tot, dann kann keine Wissenschaft und kein Präparat der Welt mehr helfen — selbst Neo-Silvikrin nicht. Lassen Sie es nicht soweit kommen, sondern beginnen Sie noch heute eine Kur mit Neo-Silvikrin.



Neo-Silvikrin

die biologische Haarnahrung

N-2-59-Ge

Zimmerboys hocken noch immer auf der Hoteltreppe. Die russischen Monteure sind inzwischen in die amerikanischen Autobusse gestiegen, um wieder ins Werk zu fahren. Der schwarze Wolkenturm steht noch immer über den Hochöfen.

Unser Jeep fegt über glatten Asphalt, vorbei an weißen Bungalows. Sie stehen verloren auf nackter Erde, in karger, unwirtlicher Baulandschaft. Vor einigen Fenstern hängen die Kästen der Klimaanlagen.

„Es sind die Häuser für die sowjetischen Spezialisten", sagt unser Presseoffizier, „wir haben jetzt 700 russische Fachleute hier, mit ihren Familien sind es 1300. Aber 250 Spezialisten werden noch in diesem Jahr in die Sowjetunion zurückkehren. Sie haben bereits viele indische Arbeiter angelernt. Wir werden dieses Werk bald allein bedienen können."

Ich sehe nach draußen. Die Häuser an der Straße sehen genauso schmucklos und unwirtlich aus, wie die Arbeitersiedlungen, die ich in Rußland sah. Aber es riecht nach Zement und Aufbau.

„Die Russen sind bescheiden. Sie haben keine Sonderwünsche. Sie leben hier genauso wie wir Inder", sagt unser Begleiter.

„Das einzige, um das die sowjetischen Spezialisten baten, das waren die Klimaanlagen, die sie an ihren Häusern sehen. Ihre Familien vertragen nämlich die Hitze nicht."

Der Jeep fährt jetzt durch eine Barackensiedlung. Wir stoppen vor einem Eingang, der mit einer riesigen Matte verhängt ist. Ein hagerer indischer Kuli schleudert mit müdem Schwung Wasser aus kleinen Eimern dagegen. Das kühlt die Innenräume und hilft den Ventilatoren, frische Luft über die Schreibtische zu wedeln.

Gospodin Goldin, der russische Chefingenieur, erwartet uns bereits. Eine imponierende Figur hinter einem großen Schreibtisch. Vor ihm liegen viele Tabellen. Um ihn herum sitzen vier Russen und drei Inder. Gospodin Goldin schüttelt mir mit athletischem Nachdruck die Hand. Er war früher ein bekannter Gewichtheber, wie ich später erfahre. Wir setzen uns. Hinter mir summt ein Teekessel. Ich drehe mich danach um.

Gospodin Goldin folgt meinem Blick. „Indischer Tee", sagt er, „kein russischer. Aber er schmeckt auch sehr gut. Vielleicht noch besser als unserer."

Die anwesenden Russen nicken, die Inder lächeln.

„Leider kann ich Ihnen keinen Wodka anbieten", lächelt der Chefingenieur. Die Russen lachen, die Inder schweigen. Der Dolmetscher übersetzt für uns.

„Sto gramm stolitschnoj wodki, poshalujsta", sagt Gill. „100 Gramm Hauptstadtwodka, bitte." Wir haben es in Moskau zu oft bestellt, um diese russischen Vokabeln vergessen zu können.

„Hauptstadtwodka", singt der tiefe Baß von →



Stalin lebt noch *bei den indischen Kommunisten, aber er hat seinen Platz neben Gandhi und Nehru. Nährboden der Kommunistischen Partei Indiens sind das soziale Elend und die Korruption. Aber die Partei hat durch die blutigen Vorgänge in Tibet und die Grenzkonflikte mit China viele Anhänger verloren*





sehen = photographieren

Was Sie sehen, können Sie jetzt ohne weiteres im Bilde festhalten. Mit absoluter Sicherheit für richtige Belichtung und beste Bildschärfe, auch dann, wenn Sie noch niemals photographiert haben. Das bietet die vollautomatische Agfa Optima! Und deshalb wurde die Optima „mit der magischen Taste" zur Photowelt-Sensation. Fragen Sie Ihren Photohändler.

Weihnachten naht. Nun weiß man, was man sich selbst wünschen oder anderen bescheren kann: Diese Camera, mit der man von der ersten Aufnahme an — farbig oder schwarz-weiß — nur noch gute Photos macht. Diese Agfa Optima, die Fachleute in der ganzen Welt mit Respekt bewundern. Warten Sie jedoch nicht zu lange. Viele begehren diese wundervolle Camera.

AGFA OPTIMA die Vollautomatische

Agfa

DM 238,—

- Ein Tastendruck – ein grünes Signal. Und schon wird vollautomatisch alles, was Sie sehen, zur guten Aufnahme.
- Blende und Belichtungszeit regulieren sich stufenlos. Selbsttätig stellt sich die kürzeste Belichtungszeit ein.
- Das Spezialobjektiv meistert alle Entfernungen. Ihre Aufnahmen sind immer scharf.
- Filme aller Empfindlichkeitsgrade können verwendet werden. Farbig oder schwarz-weiß.



Die Camera mit der magischen Taste

Kinder im Zuchthaus

Das Verbrechen der Mutter *wird vom Kind mitgesühnt. Wir sahen diese beiden Mörderinnen im Zuchthaus von Sundagar, der Hauptstadt des Bezirks Rourkela. Die Frau links hatte ihr uneheliches Kind umgebracht, die Mutter des kleinen Jungen ermordete ihren Mann mit Gift, weil sie einen Freund heiraten wollte. Beide Frauen wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, und der kleine Junge muß nun im Kerker leben, weil am Ort keine Verwandten sind, weil es kein Pflegeheim gibt und keine Organisation, die sich seiner annehmen könnte. In Indien ist es schwer, einen Verbrecher zu fassen. Es gibt weder Meldepflicht noch Personalausweis, da 80 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind oder keine „Adresse" haben. Wer nicht sofort gefaßt wird, kann leicht irgendwo in diesem großen Land unter 400 Millionen Menschen untertauchen*



Zur Nachtschicht *brachte in Rourkela ein indischer Arbeiter sein Bett mit. Für ihn war Nacht eben Nacht und zum Schlafen da. Mit solchen Problemen müssen sich die deutschen Monteure am Arbeitsplatz herumschlagen. Ein anderes Problem ist, daß Kastenhindus sich oft weigern, mit Kastenlosen, mit „Unberührbaren", ihren Arbeitsplatz zu teilen*



Kulifrauen *schleppen Körbe voll Erde im Stahlwerk. Der gefüllte Korb wiegt 50 Pfund. Fast alle Erdarbeiten werden mit Menschenkraft bewältigt, die billiger ist, als Bagger und Kräne es sind. Denn Kulifrauen haben einen Tageslohn von 90 Pfennigen. Ihre Kinder spielen den ganzen Tag über im Schmutz der Baustelle. Es gibt keinen Kindergarten*

Gospodin Goldin. Es sind Heimatlaute für ihn. Er schlägt vor Vergnügen schwergewichtig auf den Tisch. „Sie kennen Moskau?" Er schwärmt. Auf den Gesichtern der anderen Russen, die uns eben noch mit steter „Njet"-Bereitschaft ansahen, zeichnet die Sehnsucht melancholische Züge. Die Stimmung schlägt um, so schnell, wie ich es nur bei Russen kenne. Sie ergeben sich in kindliches Vergnügen. Herzlichkeit durchwärmt uns. Die Inder sitzen still und dünn dazwischen.

„Wir sowjetischen Spezialisten sind Gäste dieses Landes", meldet sich der Dolmetscher kühl und spitz. Er ist ein junger, alerter Mann im peniblen Anzug Moskauer Machart, ein schmales Gesicht, ein blasses Lächeln, überwach und geschult. Ich kenne diesen Typ schon aus Moskau. „Wir achten die Gesetze. Und die Gesetze dieses Bundesstaates, in dem wir arbeiten, verbieten den Alkoholgenuß. Sie werden hier in Bhilai keinen Sowjetbürger finden, der Wodka trinkt."

Es ist eine kalte Dusche für unsere junge Freundschaft. Sie berechtigt zu nüchternen Fragen.

„Gospodin Goldin, Indien versucht sich mit aller Kraft zu industrialisieren. Wir haben auf unserer Reise schon verschiedene technische Projekte bewundern können, die von indischen Technikern verwirklicht werden. Wir haben aber auch die Schwierigkeiten gesehen, die es bereitet, eine — für unsere Maßstäbe — rückständige Volksmasse zu einer technisch gebildeten Nation zu erziehen. Was glauben Sie, Gospodin Goldin, wie lange es dauern wird, die

Weiter auf Seite 58



Das Duft-geheimnis der Seife Fa
Fa
die Seife Fa
Fa
die Feinseife neuen Stils Fa
Die köstliche Frische dieses Duftes ist wirklich etwas Besonderes – eine geheimnisvolle Mischung von mehr als 100 verschiedenen Duftstoffen! Und die Fülle des sahnig-dichten Schaums überzeugt Sie von der hohen Qualität der Seife Fa. Schaum mit wertvollen Wirkstoffen, die Ihre Haut nachcremend pflegen, sie geschmeidig, glatt und jugendfrisch erhalten.
Ja – zum Glück gibt es die Seife Fa – die Feinseife neuen Stils
... und besonders vorteilhaft – die Badegröße



Stefan Olivier schrieb für den Stern: Alle Himmel stehen offe



Der neue Roman von Stefan Olivier

Und dann kommt die Moral

Als sie auf das Haus zuging, stand da einer von den Jungs — enge blaue Hosen, giftgelbe Jacke — und griente sie an.

„Hallo, Margot."

„Hallo", sagte sie.

„Kommst du nachher runter?"

Sie schüttelte den Kopf. „Keine Zeit."

„Keine Lust, meinst du! Sind dir nicht mehr fein genug, ha?"

„Ach, Quatsch", sagte sie und trat ein.

Sie schwenkte ihre weiße Tasche, während sie die vielen Stufen hinaufstieg, dabei vermied sie es, mit dem schmutzigen Treppengeländer in Berührung zu kommen. Nicht mehr fein genug? Stimmt nicht. Nur — über die Jungs der Kastanienstraße ist sie eben hinaus.

Sie hat jetzt im Kaufhof einen eigenen Stand. Bücher. Modernes Antiquariat und Meisterwerke der Weltliteratur. Das gefällt ihr. Sie liebt die Kunden, die Bücher kaufen, weil sie mehr Zeit haben als die andern und nicht so ungeduldig sind. Gestern hat ein Herr ihr gesagt, daß sie wunderschöne Hände habe. Ein Herr.

Sie hat nicht nur wunderschöne Hände, deshalb sind die Bengels aus der Straße so hinter ihr her.

Oben zog sie den Drücker aus der Tasche und öffnete die Wohnungstür. Es war still, aber sie spürte sofort, daß er da war. Das gab ihr ein kleines Gefühl des Unbehagens.

Leise ging sie an der Wohnstube vorbei in die Küche. Das Fenster stand weit offen, und aus dem dunklen Schacht des Hofes drang der Lärm der Kinder herauf. Ihr Bruder Rolli war auch darunter, sie erkannte seine Stimme, die ewig heiser war vom vielen Schreien.

Über den rußschwarzen Dächern kroch der Abend herauf; er kam schon früh jetzt im September. Sie schloß das Fenster und knipste das Licht an. Sie sah, daß der Tisch nur halb gedeckt war, und machte sich daran, den Rest zu besorgen.

Als sie das Brot aus dem Schrank holte, kam er herein, und wieder überfiel sie das kleine Unbehagen. Sie war nicht gern mit ihm allein in der Wohnung. „Tag, Margot", sagte er freundlich.

Sie drehte sich kaum nach ihm um. „Tag."

„Könntest ein bißchen netter sein zu deinem Vater."

Sie sah ihn an und merkte, daß er betrunken war. Bist nicht mein Vater, dachte sie, aber sie sagte es nicht, sie wollte keinen Streit. „Wie geht's", fragte sie friedfertig und schnitt von dem frischen Brot ab.

„Ausgezeichnet." Er schwankte, und als suchte er nach einem Halt, zog er den Knoten seiner Krawatte fester. Er trug den besten seiner drei Anzüge, aber auch der war schon über zehn Jahre alt: langes Jackett, ausgestopfte Schultern, spitze Revers und lächerlich weite Hosen. Der Schlips war das einzig Neue an ihm. Den hatte sie ihm neulich zum Geburtstag geschenkt, ziemlich teuer, neun Mark achtzig, vom Kaufhof.

Er kam um den Tisch herum und legte den Arm um ihre Schulter. „Ausgezeichnet", wiederholte er →

n · Die Blumen der Unschuld · Roman der verlorenen Söhne

behaglich. „Und dir?“ Sein Atem streifte ihr Gesicht; er roch nach Verschnitt und Bier, widerlich. Wo er nur das Geld wieder her hatte?

Sie legte das Messer hin und wandte sich mit einer schnellen Drehung ab; aber er faßte nach ihrem Arm und hielt sie fest. „Was denn, was denn? Hast du Angst vor deinem Vater?“

Sie blickte in sein nacktes Gesicht, das nie alt werden wollte, trotz der Falten um den schlappen Mund und obwohl das fettige Haar schon schütter wurde. Sie sah die öde Gemeinheit in seinen farblosen Augen, und ihr Haß und ihre Verachtung schwemmten die Friedfertigkeit in ihr fort. Sie riß sich los. „Du bist nicht mein Vater! Laß mich in Ruh!“

In seine Augen kam ein tückisches Licht. „Du Luder! Wer denn sonst? Wer hat denn für dich gesorgt die ganzen Jahre, du kleines schwarzes Biest?“

„Du nicht“, schrie sie. „Meine Mutter vielleicht, aber du nicht!“

„Hör zu“, sagte Lisa. „Du bist der Älteste, und ich will dir die Wahrheit sagen. Margot hat mit ihm Streit gehabt. Er war ...“ – „Besaffen“, sagte Günther.

Er hob die kurze Hand mit dem großen verzierten Ring aus Dublee. Sie wich zurück an das Küchenbüfett. „Das sage ich dir“, schrie sie, „wenn du mich schlägst, hole ich die Polizei. Geh ins Bett und schlaf deinen Rausch aus!“

Da stürzte er sich auf sie. Er war nicht groß, aber sehr kräftig, und seit er nicht mehr arbeitete, war er fett und schwer geworden. Er schlug sie nicht, sondern umklammerte sie mit beiden Armen und drückte sie mit seinem Gewicht gegen die Kante des Küchenbüfetts. „Du Luder! Du kleines schwarzes Biest –“

Sie schrie nicht mehr, es hätte ihr doch nichts geholfen. Stumm kämpfte sie gegen ihn an. Sein süßlicher Weinbrandatem verursachte ihr Übelkeit, und allmählich verließ sie die Kraft. Sie gab nach. Gut, sollte er sie schlagen, wenn er sie nur endlich losließ.

Aber da sah sie sein rotes Gesicht, ganz nahe, sie hörte seine trunkene Stimme, die plötzlich verändert war, und sie spürte die Hand mit dem Siegelring durch ihre Bluse, die Bluse riß auseinander, und die Hand kroch über ihre Haut wie ein Reptil. Glühendes Entsetzen durchfuhr sie und gab ihr neue Kraft. Sie stieß mit der Stirn gegen seine Nase. Er ächzte vor Schmerz, aber sein Griff wurde noch grausamer.

In ihr war kein Zorn mehr, nur noch der angstvolle Wille, sich zu befreien aus dieser schrecklichen Umarmung. Mühsam bog sie den Arm zurück und tastete hinter sich nach dem Messer. Ihre Hand schloß sich fest um den hölzernen Griff, und als er sein hartes Kinn gegen ihre Kehle preßte, daß ihr die Luft auszugehen drohte, stieß sie zu. Es ging ganz leicht, und einen Augenblick wunderte sie sich, wie leicht es ging.

Er quetschte einen gurgelnden Laut heraus, und seine Augen bekamen den blöden Ausdruck eines dikken Fisches. Dann lag er vor ihr auf der Erde, brüllend, die Hände gegen den Leib gepreßt.

Erschrocken ließ sie das Messer fallen und beugte sich über ihn. Zwischen seinen dicken Fingern rann ein Streifen Blut hervor. Sie lief zum Ausguß, riß das Handtuch vom Haken, schob seine Hände zur Seite und legte das Handtuch auf die blutige Stelle. „Das wollte ich nicht“, stammelte sie. „Wirklich nicht.“

Sein Brüllen erstarb, und ächzend verdrehte er die Augen. Sie richtete sich auf. Vielleicht stellt er sich nur an, dachte sie in ihrer Angst, so viel Kraft habe ich ja gar nicht, ich habe doch nur ganz leicht zugestoßen.

Draußen ging die Tür, und gleich darauf kam ihre Mutter herein. „Was ist denn hier los? Wie siehst du denn aus?“

Margot blickte an sich herunter. Ihre Bluse war offen und hing aus dem Rock heraus. Alle Knöpfe waren abgerissen.

„Ist er das gewesen?“ fragte ihre Mutter, Ekel und Angst in den Augen.

Margot nickte.

Ihre Mutter warf das Einkaufnetz auf den Tisch. „Mein Gott“, jammerte sie, „dieser Kerl, dieses besoffene Schwein.“

Er lag still am Boden, nur den Kopf bewegte er hin und her. „Lisa“, brabbelte er, „ach Lisa ...“

Lisa kam um den Tisch herum. „Steh auf, Leo! Geh ins Bett!“ schrie sie.

„Lisa, Lisa“, greinte er. „Dieses Luder ...“

„Nimm dich zusammen! Steh auf!“

„Er kann nicht“, flüsterte Margot. „Ich habe ihn – erstochen.“

Lisa sah den dunklen Fleck auf dem Handtuch. Blut. Sie stürzte in die Knie, riß das Handtuch beiseite, knöpfte die Jacke auf und die Hose, zog das Hemd hoch. Alles blutig. Dann die fette, weiße Bauchdecke. Ein schmaler Schnitt, aus dem es dunkel herausquoll.

Margot ließ sich zitternd neben ihrer Mutter nieder. „Ich habe das nicht gewollt. Aber ich konnte doch nicht ...“

„Sei still!“ sagte Lisa. „Los, hol ein Tuch. Ein Geschirrtuch.“

Margot gehorchte. Lisa faltete das Tuch zusammen und legte es auf die Wunde. „Zieh dir 'ne andere Bluse an“, sagte sie. „Gleich kommen die Jungs.“

Margot ging auf den Flur und nahm eine andere Bluse aus dem Schrank. Sie war gestärkt, und Margot kriegte in der Aufregung die Knöpfe nicht zu. Aus der Küche rief ihre Mutter. Sie ließ die Knöpfe offen und lief zurück.

Lisa kniete noch bei ihrem Mann und starrte auf das Tuch, auf dem sich ein neuer Blutfleck langsam vergrößerte. „Hol alle Tücher“, sagte sie.

Margot holte alle Geschirrtücher, die sie finden konnte. Dann hob sie das Messer vom Boden und spülte es über dem Ausguß ab.

Während Lisa ein frisches Tuch auf die Wunde legte, beobachtete sie das graue Gesicht ihres Mannes. Er hatte die Augen geschlossen und jammerte halblaut vor sich hin: „Das Luder, das kleine schwarze –“

„Wir müssen ihn hinüberbringen“, sagte Lisa und schob die Arme unter seine Schultern. „Komm, Margot, faß an!“

Als sie ihn im Schlafzimmer aufs Bett gehoben hatten, hörten sie die Jungs. Lisa lief ihnen entgegen. „Pschscht“, machte sie. „Vater ist krank. Geht in die Küche und eßt schon.“

Karlheinz und Rolli gehorchten. Günther blieb stehen. Er war sechzehn und überragte seine zierliche Mutter schon um einen halben Kopf. „Was hat er denn“, fragte er. „Die alte Krankheit?“

„Halt den Mund“, fuhr Lisa ihn an. „Geh! Und macht nicht so 'n Krach!“ Mit hochgezogenen Schultern, die seine Verachtung für den Vater ausdrückten, schob Günther ab.

Lisa ging ins Schlafzimmer zurück und schloß die Tür hinter sich ab. Margot stand blaß und reglos am Fußende des Bettes. „Das blutet immer noch“, flüsterte sie. „Das hört nicht auf.“

Lisa wechselte noch einmal das Tuch, und beide beobachteten sie, wie das Weiß sich verfärbte und der rote Fleck sich schnell vergrößerte. „Wir müssen den Doktor holen“, sagte Lisa.

Margot wandte den Kopf. Ihre blauen Augen wirkten in der trüben Schlafzimmerbeleuchtung fast schwarz.

„Es geht nicht anders“, sagte Lisa, „sonst stirbt er. Ruf Doktor Hilpert an.“

„Und wenn er nicht da ist?“ sagte Margot.

Lisa trat auf sie zu und knöpfte ihr die Bluse zu. „Dann mußt du einen andern holen.“

„Aber wen?“

„Irgendeinen. Doktor Weißberger zum Beispiel.“

„Den kennen wir doch gar nicht.“

„Es hilft nichts“, sagte Lisa. „Oder soll ich's machen. Dann mußt du bei ihm bleiben.“

Margot wollte nicht bei ihm bleiben.

Unten vor der Haustür standen jetzt drei. „Hallo, Margot, wohin so eilig?“ Sie ging rasch an ihnen vorbei, ohne zu antworten. Sie pfiffen und lachten hinter ihr her.

Die Telefonzelle stand kurz hinter Heynes Wirtschaft an der Alten Landstraße. Sie zog die Tür fest hinter sich zu, steckte zwei Groschen in den Schlitz und wählte die Nummer von Dr. Hilpert. Eine Frauenstimme meldete sich. „Ist wohl Herr Doktor zu sprechen?“ fragte Margot.

„Hier ist Frau Hilpert“, sagte die Stimme. „Wer ist denn da?“

Eine Straßenbahn rasselte vorüber, und Margot wartete, bis sich der Lärm gelegt hatte. „Hier ist Margot Hoffmann“, sagte sie. „Ja, Hoffmann, Kastanienstraße –“

Frau Hilpert stand auf dem Flur am Telefon und sah durch die offene Tür auf ihren Mann, der beim Abendbrot saß. „Mein Mann ist noch nicht da“, sagte sie. „Ich weiß auch nicht, wann er wiederkommt.“

„Wer ist es denn?“ fragte Dr. Hilpert kauend.

Sie hielt die Sprechmuschel zu. „Die kleine Hoffmann. Ihr Vater wäre schwer krank.“

Dr. Hilpert schluckte mißmutig einen Bissen hinunter. „Ausgerechnet abends um sieben. Dann fällt's ihnen ein, daß sie krank sind.“

„Soll'n sie doch zu Weißberger geh'n“, schlug seine Frau vor. „Der reißt sich drum.“

Nein, das ging nicht. Frau Hoffmann brachte seit Jahren die Krankenscheine ihrer Familie zu

→

Die **neue** Camelia

Allen Frauen bietet „Camelia" eine Steigerung der Sicherheit und des Selbstvertrauens durch wichtige neue Vorzüge.

C-W

Weitere wichtige Vorteile:
Die unverändert große Saugfähigkeit der „Camelia" beruht auf der milliardenfach bewährten „Camelia"-Watte. Sie löst sich im Wasser völlig auf und kann daher leicht und diskret vernichtet werden. Millionen Frauen wissen das zu schätzen - zu Hause, auf Reisen und in fremder Umgebung. „Camelia" mit dem rosa Wäscheschutz erhalten Sie zum gleichen Preis — mit den neuen Vorzügen.

Moderne Frauen, denen die naturgemäße, so behutsame „Camelia"-Hygiene zur vertrauten Gewohnheit wurde, sind im Rhythmus des Lebens stets beschwingt, gepflegt und Tag für Tag gut aufgelegt!

Die neue Camelia — noch weicher, noch diskreter

„Camelia" ist durch eine neue, zart-weiche Auflage aus textiler Watte noch angenehmer, noch körpersympathischer geworden. Und noch diskreter läßt sich „Camelia" jetzt anwenden! Denn neu sind auch die abgeflachten Enden, daher kein Auftragen selbst bei leichtester Kleidung.

Erhalten Sie immer die echte „Camelia", wenn Sie „Camelia" verlangen? Darauf sollten Sie aber bestehen. Achten Sie auf die blaue Packung!

die neue



bietet entscheidende Vorzüge!

ihm. Und außerdem hielt Hilpert von dem Kollegen Weißberger nicht viel. „Frag' erst mal, was er hat", sagte er. „Aber genau."

„Was hat denn Ihr Vater?" fragte Frau Hilpert ins Telefon. Sie lauschte in den Hörer und hielt dann wieder die Sprechmuschel zu. „Unfall", sagte sie ins Zimmer. „Schwere Bauchverletzung. Mehr weiß sie nicht."

Dr. Hilpert spülte mit einem großen Schluck Tee seinen Unmut hinunter. „Ist gut", sagte er mürrisch. „In 'ner Viertelstunde."

„Ah, da kommt mein Mann gerade", sagte Frau Hilpert ins Telefon. „Ich werd's ihm sagen. Er kommt dann gleich: Ja, so in 'ner Viertelstunde. – Bitte schön. – Auf Wiedersehn, Fräulein Hoffmann."

Als Margot zurücklief, kamen sie ihr von der Haustür entgegen, mit weiten Schritten und wiegenden Hüften. Es waren jetzt fünf, und alle trugen sie die gleichen knalligen Jacken und die engen Hosen, und das Haar sehr lang, zum Hinterkopf hingebürstet. Margot wich ihnen aus zum andern Bürgersteig. Sie pfiffen und riefen hinüber und lachten männlich. Margot hatte keine Angst vor ihnen, sie kannte sie alle, hatte sich früher oft mit ihnen geprügelt, und einmal hatte sie mit ihnen einen Zigarettenautomaten leer gemacht. Das verband sie insgeheim noch miteinander. Das, aber sonst nichts mehr. Sie waren jetzt zu jung für sie geworden, und sie wich ihnen aus, weil sie ihre plumpe Kameradschaftlichkeit nicht ertragen konnte, und ihre prahlerischen Bemerkungen über Sex und Liebe.

Auf der halbdunklen Treppe begegnete ihr Günther. Er hatte seine neue Lederjacke an und war auf dem Weg zur Lichtburg. Vor der Lichtburg war der abendliche Treffpunkt. Günther blieb vor ihr stehen. „Was ist denn mit dem Alten?" fragte er. „Hat er wirklich was?"

Sie wagte nicht, es ihm zu sagen. Er war ein hübscher Junge, aber er hatte viel Ähnlichkeit mit seinem Vater, das fahlblonde Haar, und die hellen, verschlagenen Augen. Sie zuckte mit den Schultern und lief an ihm vorbei.

Ihre Mutter hockte noch immer am Bett. Sie tat jetzt nichts mehr, sah nur auf das Geschirrtuch. Es war wieder ein frisches und es war wieder rot durchfeuchtet. Der Verletzte rührte sich nicht, er schlief halb in seinem Rausch und stöhnte nur leise. Die Luft in dem engen Schlafzimmer war dick von seinem Weinbrandatem.

Margot öffnete das Fenster. „Doktor Hilpert kommt gleich."

Lisa hob den Kopf. „Wenn man wenigstens mit ihm reden könnte", sagte sie. „Aber er versteht einen gar nicht, so betrunken ist er. Ich hätte nicht weggehen dürfen", klagte sie. „Dann wäre das nicht passiert."

Nebenan in der Küche fiel etwas zu Boden. „Die Jungs machen sicher Unsinn", sagte Lisa. „Geh hinüber. Sie dürfen noch für 'ne Stunde auf die Straße."

Margot ging in die Küche und sagte es ihnen. Die beiden freuten sich und machten sich lärmend davon. Vor der Wohnungstür rannten sie beinahe den Arzt um.

Mißgelaunt trat Dr. Hilpert ein. Margot führte ihn ins Schlafzimmer. „'n Abend, Frau Hoffmann", sagte er mit einem Versuch, freundlich zu sein. „Na, was gibt's denn bei uns?"

Lisa deutete stumm auf ihren Mann.

Dr. Hilpert nahm die blutigen Tücher fort und untersuchte die Wunde. „Mit dem Messer?" fragte er, ohne jemanden anzusehen.

„Ja, mit dem Messer", sagte Margot. „Wie ist das gekommen?"

„Ein Streit", sagte Lisa schnell.

„Hm –" Der Arzt beugte sich über das Gesicht des Verletzten. „Ganz schöne Fahne. Kann ich mir mal die Hände waschen?"

Margot lief hinaus und kam mit einer Waschschüssel und Seife und Handtuch wieder. Dr. Hilpert wusch sich sorgfältig die Hände, dann griff er nach dem Handtuch. „Wer war's denn?" fragte er. „Der Junge?"

„Nein, ich", sagte Margot.



„Herein!"

Er hob den Kopf und sah sie erstaunt an.

Lisa stellte sich neben ihre Tochter. „Herr Doktor, werden Sie – müssen Sie die Polizei –"

Er tat, als hätte er ihre Frage nicht gehört. Er öffnete sein Besuchsköfferchen und nahm Verbandszeug heraus. „Frau Hoffmann", sagte er, „da kann ich nicht viel machen. Ihr Mann muß operiert werden. Wir müssen einen Unfallwagen bestellen." Er sah Margot an. „Wissen Sie die Nummer?"

Margot nickte und lief hinaus.

Dr. Hilpert legte mit geübten Händen den Verband an. „Sieht nicht schön aus, Frau Hoffmann."

Lisa befeuchtete ihre Lippen. „Herr Doktor", fing sie wieder an, „glauben Sie, daß die Polizei . . ."

Er unterbrach sie. „Das geht mich nichts an. Da müssen Sie selbst entscheiden, was Sie tun wollen."

„Ja", sagte Lisa. „Natürlich, Herr Doktor. Wir bringen das schon in Ordnung. Vielen Dank."

„Nichts zu danken", sagte der Arzt.

Er war fertig und lauschte ungeduldig nach draußen.

„Glauben Sie, daß es sehr schlimm ist?" fragte Lisa.

„Das kann ich nicht sagen", antwortete er mürrisch. „Das werden sie im Krankenhaus feststellen. Auf jeden Fall muß er gleich operiert werden." Er sah in Lisas dunkel verschattete Augen, und in einem Anfall von Höflichkeit setzte er hinzu: „Ich würde mir keine unnötigen Sorgen machen. Ich denke, daß er durchkommt."

„Danke, Herr Doktor", sagte sie. Dann warteten sie schweigend.

Margot kam gleichzeitig mit den Männern vom Unfalldienst. Sie hatten eine Trage bei sich. Karlheinz und Rolli liefen neugierig hinterher.

„Was hat denn Vater?" fragte Rolli mit seiner Schreistimme.

„Sei still", sagte Lisa. „Mach den Herren Platz. Vater ist hingefallen, er muß ins Krankenhaus."

Rolli machte achtungsvoll Platz. Die Männer luden den Halbbewußtlosen auf die Trage und trugen ihre Last mit routinierter Vorsicht hinaus.

Lisa nahm ihren Mantel vom Haken. „Ich geh' mit", sagte sie zu Margot. „Sorg' dafür, daß die Jungs ins Bett kommen. Ich bin bald wieder da."

Margot sah ihr nach, wie sie hinter der Trage die Treppe hinunterging. Karlheinz stand neben ihr. „Also, was ist nun los?" fragte er.

Margot schloß die Tür und drehte sich zu ihrem Bruder um. „Er muß operiert werden, Blinddarm."

„Ich denke, er ist hingefallen?"

„Das auch. Und nun geht ins Bett."

„Ich noch nicht", maulte Karlheinz.

„Du auch", sagte Margot. „Du hast ja gehört, was Mutti gesagt hat. Außerdem mußt du morgen um acht in die Schule."

„Das geht dich ja nichts an", maulte Karlheinz wieder.

„Och, Kalle", sagte Rolli, der seine Schwester liebte, „komm doch."

Karlheinz ging widerwillig mit.

Margot räumte in der Küche den Tisch ab, dann half sie Rolli beim Waschen und brachte ihn zu Bett. Er zog ein buntes Heft unter dem Kopfkissen hervor und schob es ihr hin. „Lies vor, Margot."

„Du kannst doch selber lesen", sagte Karlheinz.

„Ist schöner, wenn sie liest."

Rolli war acht und im dritten Schuljahr. Seine Leistungen waren nicht bedeutend, aber Margot mochte ihn am liebsten von ihren Brüdern. Während sie die einfältige Geschichte von den Abenteuern eines Hundes mit Namen Bimbo vorlas, lauschte sie nach draußen. Nichts rührte sich. Nein, die Polizei konnte jetzt noch nicht kommen. So schnell ging das nicht.

Sie las die Geschichte zu Ende, klappte das Heft zu und küßte Rolli auf den Mund. „Gute Nacht, schlaf gut."

„Kannst mir auch ruhig gute Nacht sagen", sagte Karlheinz.

„Gute Nacht, Kalle."

„Ich heiße Karlheinz."

„Gute Nacht, Karlheinz."

„Nacht, Margot. Laß ja das Licht noch brennen."

Sie ließ das Licht brennen, das war ihr recht, denn sie hatte Angst, und sie ließ auch die Tür offen. Sie ging in die Küche, setzte Wasser auf und mahlte Kaffee. Dann wusch sie das Geschirr ab. Der Wecker auf dem Küchenbüfett tickte aufdringlich in die Stille. Sie dachte: Wenn er stirbt, werden sie mich verhaften, aber ich kann ihnen doch nicht sagen, was er gewollt hat. Nie. Und sie dachte: Wenn er am Leben bleibt, muß ich hier weg. Nie wieder kann ich mit ihm zusammenwohnen. Sie rechnete sich aus, ob sie mit ihrem Lohn von 208 Mark allein würde leben können. Ein möbliertes Zimmer. Diese Aussicht erschien ihr verlockend. Aber dann würde sie ihrer Mutter nichts mehr geben können, und die brauchte das Geld. Günther verdiente noch nicht genug, und mit dem Alten war ohnehin nicht mehr zu rechnen.

Der Kerl! Draußen an der Etagentür hängt seine Visitenkarte, großmächtig, angeberisch: Leo Hoffmann, Handelsvertreter. Nur Markenartikel. Aber es ist schon lange her, daß er seinen letzten Markenartikel abgesetzt hat. Vier oder fünf Jahre. Seitdem will ihn niemand mehr, diesen prahlerischen Berg von Erfolglosigkeit. Jetzt trägt er Lesemappen aus in einem anderen Bezirk, heimlich, niemand darf es erfahren. Es geht gegen seine Berufsehre. Leo Hoffmann und Berufsehre! Das bißchen Geld, das er verdient, vertrinkt er. Dann steht er

→

an den Theken des Viertels, immer mit Schlips und Kragen, und im Winter mit dem alten Fischgrätenmantel und abgewetzten Wildlederhandschuhen, die er vornehm in der Hand trägt. Er redet über Politik und Wirtschaft und kommt sich großartig vor, weit erhaben über jeden Kumpel, wenn der auch zehnmal soviel verdient wie er. Und wenn er genug in sich reingeschüttet hat, fängt er an zu krakeelen, bis sie ihn vor die Tür setzen. Leo Hoffmann, Handelsvertreter, nur Markenartikel.

Margot goß den Kaffee auf und stellte eine Tasse zurecht. Dann holte sie eine Zigarette aus der Handtasche und setzte sich müde.

Als sie die Schritte auf der Treppe hörte, schrak sie zusammen. Sie streifte ihre Schuhe ab und lief auf Strümpfen zur Tür. Aber es war nicht die Polizei, es war ihre Mutter.

Lisa war ohne Atem von den vielen Treppen. Sie zog ihren Mantel aus und ging wortlos in die Küche. Margot schenkte ihr Kaffee ein. „Ah", seufzte Lisa, „das ist genau das, was ich jetzt brauche." Sie trank in kleinen, hastigen Schlucken, dann ließ sie sich am Tisch nieder. „Also", sagte sie, „er wird gleich operiert." Sie nahm wieder einen Schluck. „Ich habe noch mit ihm gesprochen, als er ausgeladen wurde. Ich habe ihm gesagt, daß er den Mund halten soll." Ihre Augen gingen in der Küche herum. „Schön aufgeräumt hast du. Danke."

„Hat er dich denn verstanden?" fragte Margot.

„Ich glaube schon", log Lisa. „Sind die Jungs im Bett?"

„Ja."

„Und Günther?"

„Der ist noch nicht zurück."

„Morgen gehe ich wieder hin", sagte Lisa, „und spreche noch mal mit ihm. Er wird den Mund halten, schon in seinem eigenen Interesse. Wenn er was sagt, zeige ich ihn an. Ich!"

„Nein", sagte Margot, „das geht nicht! Niemand darf das erfahren, ich möchte es nicht."

Lisa begriff sofort, was niemand erfahren durfte. Sie hatten kein Wort davon gesprochen und sie würden es auch später nicht tun. Das war klar zwischen ihnen. Lisa stützte den Kopf auf. Sie war neununddreißig, aber jetzt sah sie aus wie fünfzig. „Das Schwein", sagte sie. „Ich hätte ihn nie heiraten dürfen. Nie!"

„Ach was", sagte Margot. „Es blieb dir doch nichts anderes übrig." Das hatte sie ihrer Mutter schon oft gesagt.

Lisa trank ihre Tasse leer und schenkte sich noch einmal ein. „Nein, es blieb mir nichts anderes übrig." Sie ging an das Küchenbüfett und holte sich eine verdrückte Zigarette aus der Schublade. „Wenn ich ihn nicht genommen hätte, dann hättest du überhaupt keinen Vater gehabt. Und ich war noch keine zwanzig. In dem Alter hat man von nichts eine Ahnung." Sie knipste das Gas an, setzte die Zigarette an der blauen Flamme in Brand und ließ sich wieder am Tisch nieder. „Es war ja im Anfang auch gar nicht so schlimm. Er war den ganzen Krieg über weg, und mir ging es prima. Ich hatte ja das Geld von deinem Vater – und die Wohnung. Das Geld konnte man gar nicht ausgeben im Krieg. Nur nachher war's um so schneller weg."

Margot holte auch für sich eine Tasse und schenkte sie voll. Sie wußte, was nun kam. Sie hörte es gern, wenn ihre Mutter von ihrem Vater erzählte. Sie stellte dann immer die gleichen Fragen, obwohl sie längst alle Einzelheiten kannte. Sie war in dem dumpfen Bewußtsein aufgewachsen, daß mit ihrer Herkunft etwas nicht stimmte, und als Lisa ihr vor drei Jahren die Wahrheit gesagt hatte, da war das keine Überraschung für sie gewesen, bis auf den Namen ihres wirklichen Vaters, einen Namen, der im ganzen Ruhrgebiet bekannt war: Friedrich Devrient.

Heute verletzte sie zum erstenmal die Regeln des Frage-und-Antwort-Spiels. „Eigentlich hätte er dich doch heiraten können", sagte sie.

Lisa blies empört den Rauch ihrer Zigarette gegen die Küchenlampe. „Ach du lieber Gott, heiraten? Der? Mich? Das hätte was gegeben. Da hätte ich seine Familie sehen mögen. Ich als Frau Devrient!" Sie lachte nervös, die Vorstellung schien ihr doch ein bißchen zu gefallen.

„Diese Reichen", sagte Margot, „diese Lumpen."

„Dein Vater", sagte Lisa heftig, „dein Vater hat mir nie ein böses Wort gesagt. Er war hochanständig. Einmal haben wir uns noch getroffen, als er auf Urlaub war, da war er schon Leutnant. Er hat sich benommen wie ein – wie ein richtiger Offizier."

„Aber mich hat er nie sehen wollen", sagte Margot.

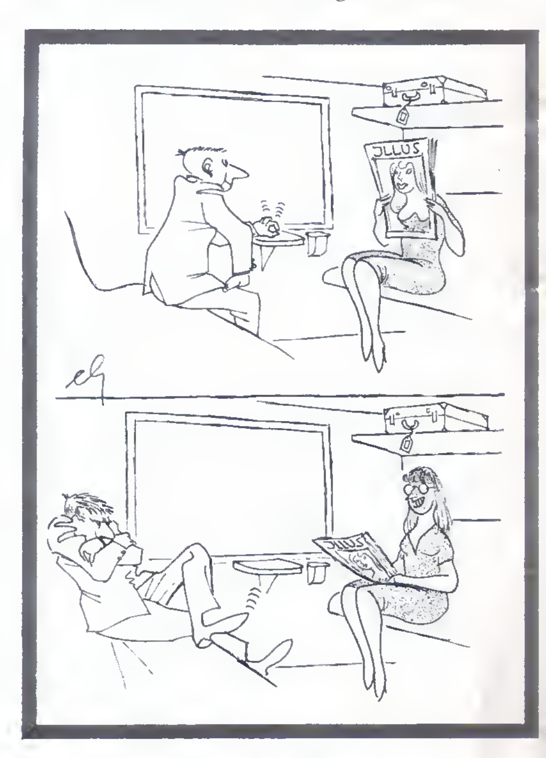
„Wie konnte er denn? Er war ja auch noch jung, vierundzwanzig war er, und mußte auf seinen Vater hören. Der alte Devrient, der war streng, der war von der alten Schule, der hat alles geregelt, sehr korrekt, mit einem Vertrag. Natürlich hat er nur über den Anwalt mit mir verhandelt. Ja, und sein Sohn, der mußte sich einfach fügen. Er hat dann auch bald geheiratet. Die Tochter von einem Professor. Eine Adelige. Mit der hätte ich nie mitgekonnt, nein."

„Hast du ihn nie wiedergesehen?" fragte Margot, und sie wußte auch auf diese Frage die Antwort.

„Nein", sagte Lisa. „Das stand ja in dem Vertrag. Das heißt – natürlich, einmal habe ich ihn gesehen. In Essen. Vor drei Jahren war das – oder vor vier ..."

„Vor vier", sagte Margot.

„Ja. Am Hauptbahnhof. Da fuhr er im Wagen vorbei. So ein Ding!" Lisa zeigte mit den Händen, wie groß der Wagen gewesen war. „Er hat mich angesehn; aber er hat mich nicht mehr erkannt." Sie blickte in den Spiegel, der über dem Ausguß hing und fuhr sich mit den dünnen Fingern über das schwarze Haar, das an den Seiten schon grau wurde.



Schlechte Dauerwelle. Elend sah ihr Gesicht aus, und so hübsch war es damals gewesen. Sie wandte sich ab und drückte ihre Zigarette auf der Untertasse aus. „War schon gut so", sagte sie.

„Sie sind alle Lumpen", sagte Margot.

„Wer?" fragte Lisa.

„Mein Vater und dein Mann. Aber die Reichen sind noch schlimmer, weil sie Geld haben."

„Kind", sagte Lisa, „das ist Unsinn, was du da redest. Er hat wirklich alles getan ..."

Sie unterbrach sich. Draußen ging die Tür, dann kam Günther herein. Er hatte den Kragen seiner Lederjacke hochgestellt, und eine Zigarette hing ihm gekonnt zwischen den Lippen. „'n Abend zusammen."

„Du sollst nicht so viel rauchen", sagte Lisa.

Er nahm die Zigarette aus dem Mund und spuckte lässig einen Tabakkrümel zur Seite. „Ist mein Geld", sagte er selbstbewußt. „Was ist nun mit ihm?"

„Da, setz dich", sagte Lisa und warf Margot einen Blick zu. Günther setzte sich mit männlicher Schwerfälligkeit. „Hör zu", sagte Lisa. „Du bist der Älte-

ste, und ich will dir die Wahrheit sagen. Margot hat mit ihm Streit gehabt. Er war ..."

„Besoffen", sagte Günther.

„Er hatte was getrunken, ja", fuhr Lisa fort. „Margot hatte zufällig ein Messer in der Hand. Das Brotmesser, sie deckte nämlich gerade den Tisch. Und damit hat sie ihn verletzt, aus Versehen."

Günther pfiff durch die Zähne.

„Ich möchte, daß du niemandem was davon erzählst", sagte Lisa. „Die Leute reden sofort, du weißt ja. Er ist hingefallen und hat sich verletzt und mußte ins Krankenhaus. Mehr weißt du nicht, hörst du? Wegen Rolli und Karlheinz und wegen ..."

„Ist gut", sagte Günther. „Wie lange bleibt er im Krankenhaus?"

„Das kann länger dauern."

Günther stand auf. Offensichtlich hatte er nichts dagegen, daß sein Vater länger wegblieb. „Ich geh schlafen", sagte er. „Gute Nacht." Er zögerte, dann beugte er sich ausnahmsweise über Lisa und küßte sie. Seiner Schwester warf er einen wohlwollenden Blick zu, berührte ihre Schulter und sagte: „Gute Nacht, Margot." Das war bei ihm ein Zeichen höchster Anerkennung. Mit dem Messer gegen den Alten, so was!

Früher hat er seine große Schwester gehaßt, weil sie alles besser konnte, aber ungefähr vor einem Jahr, als er anfing, sich zu rasieren, hat einmal der Geselle in seiner Werkstatt gesagt, Margot sehe aus wie Liz Taylor, schwarzes Haar, blaue Augen, und auch sonst – da hat auch er plötzlich ihre Schönheit entdeckt, und seitdem ist er stolz auf sie. Er benimmt sich noch immer ruppig und flegelhaft zu ihr, aber dahinter verbirgt sich seine Bewunderung.

Als er aus der Küche war, stand Lisa auf und räumte die Tassen weg. „Geh ins Bett, Kind", sagte sie. „Du brauchst deinen Schlaf."

Margot sah ihre Mutter an. „Meinst du, daß die Polizei –"

Lisa redete ihre Angst tot. „Ach was! Der Doktor hat gesagt, das geht ihn nichts an, und das Krankenhaus geht es auch nichts an, und die Leute vom Unfalldienst wissen gar nicht, was passiert ist. Morgen gehe ich hin und spreche mit ihm. Und dann rufe ich dich im Kaufhof an."

„Das mögen sie nicht gern, wenn ich angerufen werde."

„Ich tu's trotzdem. Willst du bei mir schlafen?"

In seinem Bett? Nein. „Ist nicht nötig", sagte Margot. Und auf einmal ging sie zu ihrer Mutter hin und küßte sie, und Lisa Hoffmann klammerte sich an ihr Kind und weinte, aus Angst und aus Liebe.

Sie erwachte, bevor der Wecker rasselte – das kam selten vor – und sofort dachte sie an die Polizei. Fröstelnd stand sie auf und ging in die Küche, sich zu waschen. Dann zog sie sich an. Sie dachte: Wenn sie mich holen, will ich wenigstens was Anständiges anhaben, und sie nahm das neue blaue Leinenkleid aus dem Schrank und die weißen Schuhe und die weiße Dralonjacke, alles vom Sommerschlußverkauf im Kaufhof.

Während des Frühstücks sprachen die beiden Frauen nicht miteinander. Margot trank stumm ihren Kaffee, während Lisa die Brote für die Jungs schmierte. Das war so wie jeden Tag. Niemand vermißte den Vater. Leo Hoffmann pflegte nicht vor neun aufzustehen.

Margot ging erst, als die Jungs schon fort waren. Lisa begleitete ihre Tochter an die Wohnungstür. „Ich rufe an", sagte sie, „so gegen zehn. Mach dir keine Sorgen."

Bevor Margot auf die Straße trat, beugte sie sich vor und warf einen Blick nach rechts und links. Nichts. Nur ein alter Rekord parkte auf dem Bürgersteig. Er gehörte dem Kaufmann gegenüber.

Es war ein nebliger Morgen, sehr kühl, nicht geeignet, die Straße zu verschönen. Die spärlichen Kastanien, die ihr einst den Namen gegeben hatten, und die trotz des Rußes, der hier ewig vom Himmel fiel, am Leben geblieben waren, verloren die ersten Blätter.

Auf der Alten Landstraße lärmte der

→

Und dann kommt die Moral

Frühverkehr. Die Straßenbahn fuhr gerade an. Margot lief ihr nach und sprang auf. Der Schaffner griff zu und half ihr herein, es war der Dicke mit der Narbe am Kinn, der immer so freundlich war. „Guten Morgen, mein Fräulein", sagte er väterlich, obwohl er gar keine väterlichen Gedanken dabei hegte.

Sie lächelte höflich. „Guten Morgen."

Die Fahrt in die Innenstadt dauerte fünfundzwanzig Minuten. Alles wie jeden Tag, die lange, häßliche Straße, ein paar Trümmer noch, verwahrloste, unbebaute Flächen, dann Hochöfen und Schlote, deren Rauch den trüben Morgen noch trüber machten, und dann die Neubauten, zahlreich, Geschäftshäuser, Glas, Beton. Die Schlote bringen Geld.

Margot stieg aus und betrat durch den Personaleingang das große Warenhaus. Die warme Luft mit ihren mystischen Gerüchen umgab sie wie ein alter liebgewordener Mantel, und für eine Weile fühlte sie sich geborgen.

Sie trat an ihren Stand, grüßte nach allen Seiten, guten Morgen, guten Morgen, und begann mit den Vorbereitungen. Sie nahm die Plasticdecken von den Gestellen und schloß die kleine Registrierkasse auf. Das diensthabende Mädchen kam mit dem Wechselgeld, fünfzig Mark in Silber. Von den Schreib- und Papierwaren winkte die rote Gisela freudig herüber, als habe sie eine wichtige Mitteilung zu machen, aber das bedeutete nichts, das machte sie jeden Morgen so.

Während sie einen Posten „Quo Vadis" in die Auslage einordnete, schlug sanft der elektrische Gong: Bong -- Die großen Glastüren wurden geöffnet; aber es blieb noch still.

Gisela kam für einen Moment herüber, erzählte vom Kino gestern abend, süß der Film. Margot sah höflich in das runde Gesicht mit den überpuderten Sommersprossen. Sie dachte: Wenn dieser Tag herum ist und die Polizei ist nicht gekommen –

„Hübsch, dein Kleid", sagte Gisela. „Ausverkauf?"

„Ja."

„Nur der Ausschnitt ist ein bißchen groß, findest du nicht?"

„Kann sein."

„Steht dir nicht so gut, der Ausschnitt." Gisela fuhr sich durch das krause rote Haar und verschwand befriedigt.

Gegen halb zehn wurde es lebhafter und Margot bekam zu tun. Eine Frau brauchte etwas zum Geburtstag ihres Mannes. Er liest so gern. Quo Vadis? Ach nein, eigentlich mehr was Modernes. – Also vielleicht ein Zukunftsroman? Hier: Mit dem Roboter zur Venus. Ja, für Technisches interessiert er sich immer. Die Frau blätterte unentschlossen das Buch durch. Margot dachte: Jetzt ist Mutter im Krankenhaus und spricht mit ihm. Ob er schon bei Bewußtsein ist? Ich mache mir viel zuviel Gedanken. „Ja, das nehme ich", sagte die Frau. „Und nun vielleicht noch was für den Jungen –"

Um zehn kam Herr Kuhn, der Abteilungsleiter, ernst, mit gerunzelter Stirn. „Fräulein Hoffmann, Telefon." Er begleitete sie ein paar Schritte. „Sie wissen, Fräulein Hoffmann, wir schätzen das nicht. Es ist Ihre Mutter, deshalb habe ich eine Ausnahme gemacht."

„Vielen Dank", sagte Margot. „Aber es ist sicher wichtig, Herr Kuhn."

„Na gut", sagte Herr Kuhn milde und blieb stehen.

Das Telefon stand bei den Schreib- und Papierwaren. Margot nahm den Hörer auf, der neben dem Apparat lag.

„Margot." Die Stimme der Mutter, merkwürdig hoch und atemlos.

„Ja", sagte Margot. „Bist du bei ihm gewesen?"

„Ja, aber ich habe nicht mit ihm sprechen können – Margot, hörst du mich?"

Margot fühlte den Blick der ersten Verkäuferin. „Ja."

„Margot!" Die Stimme ihrer Mutter wurde leiser. „Hör zu, Kind! Die Polizei ist hier gewesen. Ich habe gesagt, es wäre ein Streit gewesen, ganz harmlos, ein unglücklicher Zufall, mehr nicht. Verstehst du mich, Kind?"

„Ja."

„Sie kommen gleich zu dir."

„Herr Generaldirektor", sagte Frau Koch, die Chefsekretärin, „ich weiß nicht, wie ich's Ihnen sagen soll, aber draußen ist ein junges Mädchen. Sie sagt, sie sei Ihre Tochter."

Margots Herz tat drei schwere Schläge. „Bist du noch da, Kind?"

Sie schluckte das unheimliche Etwas herunter, das ihr in der Kehle saß. „Ja."

„Du sagst auch nichts anderes, hörst du?"

„Ja, Mutter. Ich weiß schon, was ich tun muß."

„Aber tu nichts Unüberlegtes. Sie sind ganz freundlich und höflich. Brauchst keine Angst zu haben. Nur –"

„Jaja", sagte Margot. „Auf Wiedersehn."

Sie legte auf. Ihre Hand hinterließ einen zarten Abdruck auf dem schwarzen Hörer. „Danke", sagte sie zu der ersten Verkäuferin, drehte sich um und blickte zu ihrem Stand hinüber. Herr Kuhn hatte die rote Gisela dorthin dirigiert. Das war also in Ordnung. Sie bog nach rechts ab, schob sich wie eine Kundin durch das Gedränge und lief hinunter in den Garderobenraum. Ruhig nahm sie ihre Sachen vom Haken, und ruhig ging sie zum Ausgang.

Als sie auf die Straße trat, hielt dicht vor ihr ein Polizeiwagen. Sie wandte das Gesicht ab und ging auf die Straßenbahnhaltestelle zu, wo zwei Züge warteten. Sie stieg in den vorderen und setzte sich so, daß sie den grün-weißen Wagen im Auge behielt. Ein Polizist stieg aus, legte den Kopf in den Nacken und blickte an der grauen Fassade hoch, als könnte er sein Opfer in einem der vielen Fenster entdecken. Die Straßenbahn fuhr an, und Margot verlor den Polizisten aus dem Blickfeld.

Sie löste einen Fahrschein – geradeaus –, dann kroch sie in sich zusammen und schloß die Augen. Nun war sie allein mit sich unter den fremden Menschen und versuchte nachzudenken; aber sie kreiste sich selber ein mit ihren Gedanken. Kein Ausweg. Nur eins wußte sie: Nicht die Polizei. Wer in der Kastanienstraße aufgewachsen ist, für den ist die Polizei kein Freund und kein Helfer.

Sie könnte wegfahren, sie hat zwanzig Mark in ihrer Tasche, aber weit kommt sie damit nicht, und Polizei gibt es auch woanders. Die geben schnell ihre Steckbriefe durch, von Stadt zu Stadt, das weiß sie aus der Zeitung.

Die Stelle im Kaufhof ist sie los, die schöne Stelle. Niemals wieder wird sie neue Bücher in den Händen halten, niemals mehr mit einem Kunden darüber sprechen, was wohl das Beste und Interessanteste wäre. Zu ihrer Mutter möchte sie jetzt, aber da warten sie wahrscheinlich auch auf sie. Nichts kann sie tun, als in der Straßenbahn sitzenbleiben und immer weiterfahren.

An der Endstation stieg sie aus und ging auf der öden Landstraße auf und ab. Quälende Gedanken. Die nächste Bahn hielt, und da kam ihr die unglaubliche Idee. Sie stand ganz still und wagte kaum zu atmen. Ihr Vater. Wenn überhaupt jemand ihr helfen konnte, dann war er es, Friedrich Devrient.

Sie stieg wieder ein. Diesmal löste sie bis zum Bahnhof. Essen, das war eine halbe Stunde mit der Bahn, und die Devrient-Werke würde sie leicht finden. Es war eine verrückte Idee; aber wenn die Polizei hinter dir her ist, was machst du dann? Dann gehst du auch zu einem, den du gar nicht kennst, wenn er dir nur die kleinste Hoffnung auf Rettung gibt. Und dieser hier war sogar ihr Vater.

Um halb zwölf kam sie in Essen an. Gleich neben der Sperre stand ein Polizist. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder, sie drückte sich an ihm vorbei und lief durch die Halle dem Ausgang zu, und sie hielt erst an, als sie vor der langen Reihe der Taxis stand. Der vorderste Fahrer öffnete bereitwillig den Schlag, und sie stieg ein. „Zu Friedrich Devrient. Wissen Sie, wo das ist?"

„Das kann man wohl sagen, Fräulein. Hier gibt's keinen, der nicht weiß, wo das ist."

„Weit?" fragte sie.

Der Fahrer schüttelte den Kopf.

Sie war noch nie in einem Taxi gefahren. Sündhaft, wenn sie nicht so in Not und Eile gewesen wäre. Voll Angst beobachtete sie die Uhr. Bei einer Mark sechzig blieb sie stehen, das ging noch. Während sie bezahlte, sah sie auf die goldene Riesenschrift über dem Eingangstor. Friedrich Devrient, Chemische Werke AG. Und weiter hinten ein Hochhaus mit demselben Namen auf dem Dach. Wie eine Burg, die Sicherheit und Geborgenheit verspricht.

Im Umgang mit Pförtnern hatte sie Erfahrung. Sie lächelte dem Mann mit der Mütze zu. „Zum Büro", sagte sie, und als er auf das Hochhaus wies, nickte sie, als wüßte sie das lange.

Das Hochhaus nahm sie auf. Eine kühle Halle mit Steinfliesen und einem Bronzedenkmal von einem alten Mann im Gehrock. Wieder ein Pförtner hinter einer Glasscheibe. Dann Fahrstühle. Drei. Und ein Paternoster. Zwischen den Fahrstühlen hing eine große Übersichtstafel. Damit kannte sie sich aus. Generaldirektion 8. Stock. Den Pförtner ignorierte sie.

Der Paternoster schaufelte sie bis in den sechsten. Die beiden restlichen Stockwerke erklomm sie über die Treppe. Aufatmend blieb sie stehen. Ein langer, blankgebohnerter Gang mit zahllosen Türen, dunkles Holz, feierlich, abweisend.

Von Tür zu Tür ging sie, las Nummern und Namen, bis sie das richtige Schild fand: Generaldirektion – Chefsekretariat – Frau Koch.

Sie trat ein, ohne anzuklopfen, das war bei einem Sekretariat immer das beste, sie wußte es vom Kaufhof.

Frau Koch saß hinter einem imponierenden Schreibtisch, und an einem anderen Tisch saßen noch zwei und klapperten auf ihren Schreibmaschinen. Frau Koch betrachtete sie aufmerksam durch eine randlose Brille.

„Guten Tag", sagte Margot. „Ich möchte zu Herrn Devrient."

„Sie möchten zu Herrn Generaldirektor Devrient", sagte Frau Koch. „Von welcher Abteilung sind Sie?"

Auf diese Frage war Margot nicht vorbereitet.

„Sind Sie im Hause beschäftigt?" fragte Frau Koch ungeduldig.

„Nein", sagte Margot.

„So! Und in welcher Angelegenheit?"

„Privat", sagte Margot.

„So", sagte Frau Koch wieder. „Aber Sie sind nicht angemeldet."

„Dazu hatte ich keine Zeit", sagte Margot. „Ich muß ihn sofort sprechen. Es ist wichtig."

Die beiden an den Schreibmaschinen sahen sich um, aber Frau Kochs tadelnder Blick wies sie zurecht. „Tut mir leid", sagte Frau Koch, „Herr Generaldirektor ist beschäftigt. Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie sich vorher anmelden, wir werden Ihnen dann einen Termin geben. Aber Sie müssen auch sagen, um was es sich handelt. Privat, das genügt nicht. Also?"

Mit solchen Hindernissen hatte Margot nicht mehr gerechnet, nachdem alles andere so leicht gegangen war. Sie spürte, daß sie mit Frau Koch nicht handeln konnte. Sollte sie einfach hineingehen? Da waren drei Mahagonitüren im Hintergrund, aber welche von ihnen war es? Sie konnte nicht mehr zurück, unten stand vielleicht schon die Polizei. Sie entschloß sich, einen Schritt weiterzugehen, und sie sagte: „Ich bin seine Tochter."

Die Köpfe der beiden anderen fuhren herum und Frau Koch fixierte sie scharf durch die Brillengläser. „Was Sie nicht sagen!"

„Wirklich", sagte Margot.

Eine Verrückte, dachte Frau Koch und sah Margot an. Verrückt sah das Mädchen eigentlich nicht aus. Vielleicht stimmt es, dachte sie dann. Kenne ich das Privatleben des Alten? Soll er selber entscheiden. „Setzen Sie sich", sagte sie und deutete auf einen Stuhl. Sie warf den beiden Schreiberinnen einen mahnenden Blick zu und verschwand hinter der mittleren der drei Mahagonitüren.

Friedrich Devrient, der Senior oder der Alte, wie er genannt wurde, hockte hinter seinem leergefegten Schreibtisch und telefonierte mit hochrotem Kopf. „Schwertfeger ist ein Idiot!" schrie er. „Hat keine Ahnung. Nein, keine Ahnung hat er. Natürlich, das können Sie ihm ruhig sagen, schönen Gruß von mir! Ja, wir sprechen nachher darüber. Danke schön."

Er legte den Hörer auf, und langsam verwandelte sich das dunkle Rot seiner von weißem Seidenhaar umrahmten Glatze in ein sanftes Braun. Er stieß den mageren Indianerkopf in Richtung seiner Sekretärin. „Was ist?"

Frau Koch arbeitete seit zehn Jahren beim alten Devrient. Sie konnte sich allerlei bei ihm erlauben, sie war abnorm tüchtig und er war ohne sie ziemlich hilflos, und schließlich wechselt man mit siebzig nicht mehr gern die Sekretärin. Das wußte sie alles genau, und dennoch war sie jetzt plötzlich verlegen. „Herr Generaldirektor", sagte sie, „ich weiß nicht, wie ich's Ihnen sagen soll, aber draußen ist ein junges Mädchen, das Sie sprechen möchte. Sie sagt, sie sei Ihre Tochter."

Sie machte den Mund zu und wartete auf sein zorniges Gelächter, das alle im Werk fürchteten, von den Direktoren bis hinunter zum jüngsten Angestellten. Aber er lachte nicht. Er rieb sich mit der Hand über die Glatze. „Wie alt?" fragte er.

„Achtzehn bis zwanzig", antwortete sie.

„Ausgeschlossen", sagte er.

„Sie wollen sie also nicht sprechen?"

„Natürlich nicht. Werfen Sie sie raus. Sagen sie ihr, sie soll sich einen Dümmeren suchen für ihre Scherze."

Na also, dachte Frau Koch, und ehe sie ging, sagte sie: „Um halb ist die Konferenz." Er nickte und stürzte sich sofort wieder über das Telefon.

Draußen saß Margot steif auf ihrem Stuhl und wartete voll vibrierender Ungeduld auf die Rückkehr Frau Kochs. Als sich endlich die mittlere Tür wieder öffnete, sah sie für einen Augenblick einen Ausschnitt des Zimmers: Ein rostroter Teppich, ein Ölbild an der Wand, das Stück eines braunglänzenden Schreibtisches, auf dem ein Sprechapparat und ein Telefon standen. Eine Männerhand mit weißer Manschette griff gerade nach dem Hörer. Mein Vater, dachte sie, dann schloß sich die Tür und Frau Koch kam auf sie zu. „Herr Generaldirektor bedauert. Er kennt Sie nicht. Ich darf Sie ersuchen ..."

Margot ließ sie weiterreden. Langsam stand sie auf, trat dann behende um Frau Koch herum, war mit drei raschen Schritten an der Tür und riß sie weit auf.

Fortsetzung im nächsten Heft

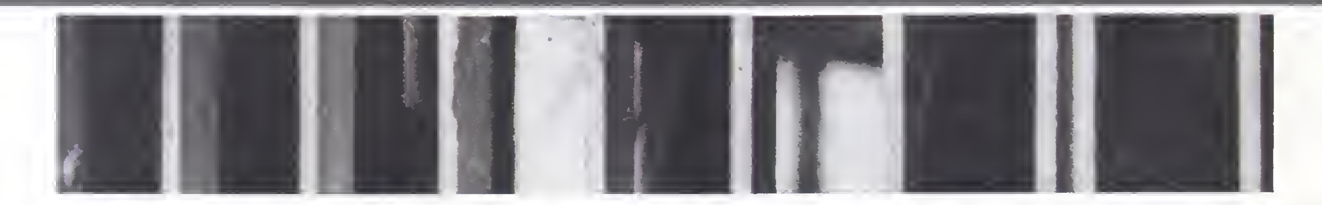


Ein Zeugnis der Freundschaft

Schon vor dem Prozeß hat eine Stadt das Urteil über Jim Foster gesprochen

Ein Tatsachenbericht von HENRY KOLARZ

Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!



Nun, Foster, wollen Sie nicht endlich Ihr Gewissen erleichtern?"

Dieser Satz war schon zur Formel geworden, mit der Polizeimajor Delmar jedes Verhör begann. Ein kleiner, straffer Mann mit einer Haut wie Hirschleder, einem schmalen Mund und hellen, aufmerksamen Augen, kühl, korrekt, rechtschaffen.

„Also, was ist, Foster?"

Jim Foster starrte ergeben auf die weißgetünchte Decke. Ein uniformierter Beamter, der mit entsicherter Pistole hinter ihm stand, stieß ihn an. „Der Major hat Sie etwas gefragt, Foster."

„Ich habe den Mord an Charles Drake nicht begangen. Wie oft soll ich denn noch ..."

„Wie Sie wollen", sagte der Major. Sein Mund war ein Strich. Er gab sich nicht die geringste Mühe, seinen Widerwillen zu verbergen. „Sie glauben vielleicht, ich würde Ihnen das Geständnis abschmeicheln, wie! Aber darauf brauchen Sie nicht zu warten, Foster. Ich gehöre nicht zu den Detektiven, die sich mit Verbrechern in Vertraulichkeiten einlassen. Ich gehöre auch nicht zu den Detektiven, die einem Mörder falsche Versprechungen machen. Ich selbst bin überzeugt, daß Sie die Tat begangen haben, Foster. Das genügt mir. Ob Sie gestehen oder nicht – auf den elektrischen Stuhl kommen Sie sowieso."

„Wir leben in einem Rechtsstaat."

„Ein Rechtsstaat ist zum Schutz anständiger Bürger da. Nicht für Mörder. Das mag vielleicht bei euch im Norden so sein. Da können Leute wie Al Capone, Dillinger und Lucky Luciano die Gerichte an der Nase herumführen. Aber bei uns in Georgia herrscht Ordnung, Foster. Hier ist kein Platz für Gangster und Mörder."

„Ich bin kein Gangster und Mörder."

„So?" Delmar blätterte in einer Akte. „Und wer hat vor einem Jahr bei dem bewaffneten Diebstahl in Florida mitgemacht?"

„Das können Sie mir jetzt nicht mehr anhängen. Schließlich habe ich die Strafe ja verbüßt."

„Sie denken wohl, damit ist alles aus der Welt geschafft! Nein, Foster, kommen Sie mir nicht auf die Tour. Sie haben bewiesen, daß Sie zu allem fähig sind. Von der Beihilfe zum bewaffneten Diebstahl bis zum Mord ist ein kleiner Schritt."

„Ich habe nur Schmiere gestanden. Ich wußte ja gar nicht, worum es ging. Ich war betrunken."

„Das haben Sie vielleicht dem Gericht in Florida weismachen können. Bei uns wären Sie mit dieser Tour nicht durchgekommen, Foster. Auch mit Ihrem Blechladen an der Brust hätten Sie bei uns keinen Eindruck schinden können. Das kennt man ja: Burschen wie Sie melden sich aus purer Abenteuerlust zu einem Himmelfahrtskommando, und wenn sie dann aus dem Krieg zurückkommen, haben sie alle Hemmungen verloren. Oder wollen Sie mir etwa erzählen, daß Sie sich aus patriotischen Gefühlen zu den Froschmännern gemeldet haben!"

Foster sah verblüfft auf. „Warum denn sonst?"

„Ich will Ihnen den Grund sagen, Foster. Sie woll- →

Schenken Sie ihm einen Remington



... denn mit einem Remington bleibt er glatt rasiert!

Mit 3 Doppel-Messerköpfen und 4 Gleitrollen rasiert der Remington Rollectric besonders gründlich, angenehm und schnell.

Langes und kurzes Haar, Haaransatz und Schnurrbart, rasiert er gleich gut.
Der Schalter für 3 Voltbereiche ist vor allem
auf Reisen von Vorteil.

Das alles macht den neuen Remington Rollectric
zu einem so wertvollen Geschenk!

Mit der Preis-Sensation des Jahres:
nur DM **89,-**

Der neue

REMINGTON ROLLECTRIC

ES GIBT KEINEN ERSATZ FÜR QUALITÄT!

Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!

ten beweisen, was für ein toller Kerl Sie sind. Und als es an der Front nichts mehr zu beweisen gab, da sind Sie hier im Lande rumgezogen und haben weiter Krieg gespielt. Leute umlegen, das habt ihr gelernt. Sonst nichts. Aber nicht bei uns, Foster."

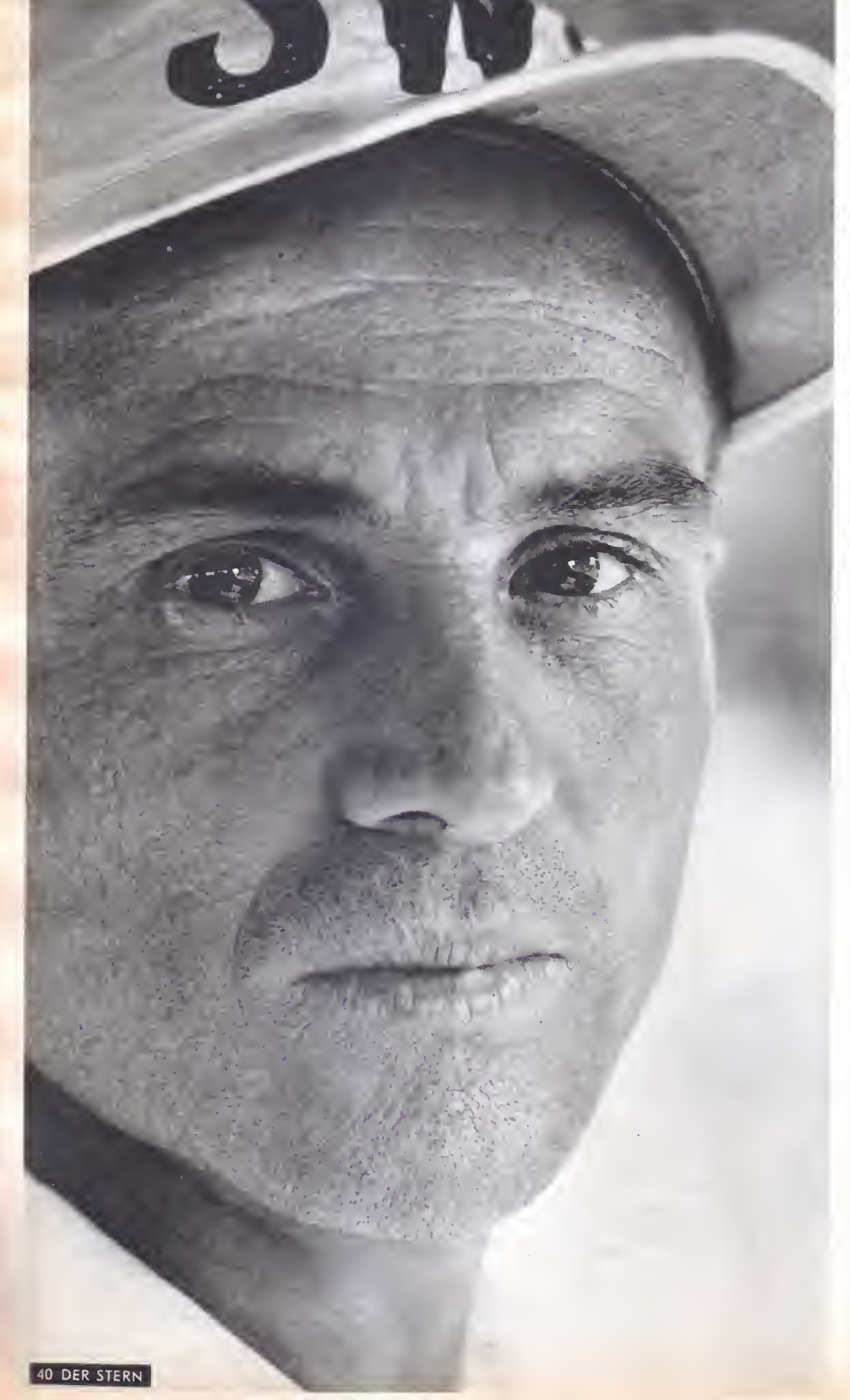
„Sie werfen mir meine Kriegsauszeichnungen vor?"

„Ach, tun Sie doch nicht so. Kriegsauszeichnungen passen genau zu Ihrem Charakterbild. Wodurch Sie belastet sind, wissen Sie ganz genau: Mrs. Drake hat Sie als Mörder ihres Mannes wiedererkannt."

„Die Frau lügt."

„Nein, Foster, diese Frau lügt nicht. Wir haben uns über sie erkundigt. Sie hat den besten Leumund. Oder könnten Sie mir einen plausiblen Grund nennen, warum Mrs. Drake einen Falschen verdächtigen sollte? – Sehen Sie, Foster, wollen Sie nicht lieber doch ein Geständnis . . ."

Foster sprang auf. „Ich habe nichts zu gestehen, verdammt nochmal!"



Der uniformierte Beamte hinter Fosters Stuhl tippte ihm auf die Schulter. „Hinsetzen, Freundchen. Hier wird nicht herumgeschrien. Wir im Süden schätzen keine schlechten Manieren."

Foster ließ sich entmutigt auf seinen Stuhl sinken.

Major Delmar zündete sich umständlich eine Zigarette an und spielte mit seinem Kugelschreiber. „Nun erzählen Sie uns mal, Foster, wovon Sie in den letzten Jahren gelebt haben?" fragte er eisig.

„Ich sagte doch schon: Von meinen Einkünften als Anstreicher."

„Wieviel war das ungefähr?"

„Siebzig bis hundert Dollar in der Woche."

„Davon wollen Sie also eine Frau und sieben Kinder ernährt haben!"

„Ich habe fast alles nach Hause geschickt. Nur ein paar Dollar für Zigaretten behalten. Was soll das überhaupt! Bin ich etwa auch verdächtig, weil ich sieben Kinder habe?"

Delmar gab dem Polizisten einen Wink. Der sagte: „Nicht unverschämt werden, Freundchen. Das ist die letzte Warnung. Könnte sonst sein, daß der Major ungehalten wird."

Delmar kniff die Augen zu einem Spalt zusammen. „Der Mord an Charles Drake wurde am 19. Juni, abends gegen halb zehn, begangen. Wo waren Sie um diese Zeit, Foster?"

„Genau weiß ich es nicht mehr. Jedenfalls war ich mit meinem Freund Al Egan zusammen. Sandra und Jackie waren auch dabei. Wir hatten einen Ausflug gemacht. Fragen Sie doch meine Freunde."

Delmar zog angewidert die Mundwinkel herab. „Was sind schon die Aussagen von Flittchen und Ehebrecherinnen gegen die Aussagen von Mrs. Drake."

*

Am nächsten Tag unterwarf sich Foster freiwillig einem Test mit dem Lügendetektor. Ein Lügendetektor registriert – ähnlich wie ein Elektrokardiograph – jede Verstärkung der Herztätigkeit, die auftritt, wenn dem Prüfling eine Frage gestellt wird, vor der er sich fürchtet. Nach der amerikanischen Verfassung kann niemand dazu gezwungen werden, sich einem derartigen Test zu unterwerfen. Vor Gericht hat er keine Beweiskraft.

Foster bestand den Test glänzend. Bei allen Fragen und Antworten, die den Mord betrafen, war der Ausschlag unverändert regelmäßig.

Von Journalisten nach dem Ergebnis des Testes befragt, erklärte Major Delmar: „Hört mal zu, Jungs! Laßt euch bloß nicht verrückt machen durch solche faulen Mätzchen. Dieser Detektor ist eine dekadente Erfindung der Leute aus dem Norden. Ich halte nichts von solch neumodischem Zeug. Für mich wiegt die eindeutige Aussage einer anständigen Frau wie Mrs. Drake tausendmal schwerer als dieser elektrische Mumpitz. Ein Apparat, mit dem man einem Menschen in die Seele gucken kann, den gibt es eben nicht. Sonst könnten wir ja gleich nach Hause gehen, wir dummen Polizisten. Dann brauchte man ja nur alle Leute auf einen Stuhl zu setzen und sie an das Ding anzuschließen. Bei wem die Nadel ausschlägt, der ist dran. Nein, Jungs – ich glaube nur, was ich mit eigenen Augen sehe und was Mrs. Drake gesehen hat. Alles andere ist fauler Zauber."

Endlich kamen die seit Wochen in Jefferson versammelten Reporter auf ihre Kosten. Sie wußten, daß Delmar längst den Mörder hatte. Aber bis jetzt hatte er seinen Namen verschwiegen.

Am nächsten Morgen meldeten überall im Land die Schlagzeilen: *„Ex-Froschmann ist Drakes Mörder."* – *„Drakes Witwe sagt: Foster ist es gewesen!"* – *„Vater von sieben Kindern erschoß Drake"* – *„Delmar: Mordfall Drake geklärt, obwohl Täter leugnet."*

In Jefferson war an diesem Abend der Teufel los. Sheriff John Brooks war wahrscheinlich der einzige, der nichts davon merkte. Er saß allein in der Wachstube und spielte mit sich selbst eine Partie Domino, als sein Hilfssheriff Bill Hopkins die Tür aufriß.

„Ich komme gerade aus Tonys Bar", rief Bill atemlos. „Sie wollen Foster lynchen."

Der Sheriff sprang auf und griff unwillkürlich zur Pistole. „Das kann nicht sein! Das wäre ja furchtbar!"

„Du hättest sie sehen sollen, Johnny. Alle Freunde von Charly Drake waren dabei. Jeff, Marty, Paul, Dave und der kleine Steve. Paul ist nach Hause ge- →

Kopf ab, *schrien die Zuschauer im Gerichtssaal von Jefferson (Georgia/USA). Ihr Haß galt dem Angeklagten Jim Foster. Schon während der Untersuchungshaft hatten empörte Einwohner der Stadt versucht, den mutmaßlichen Mörder des beliebten Mitbürgers Charles Drake zu lynchen*



Gestern waren wir im Theater.
Ich freue mich, daß wir anschließend noch
gemütlich zusammengesessen haben
bei einem Chantré.

Wir haben über die Aufführung gesprochen
und uns gefreut an dem milden,
weinigen Geschmack und dem wundervollen
Bouquet des Chantré.

mein guter Freund *Chantré*

Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!

gegangen, um einen Strick zu holen. Sie wollen das Gefängnis stürmen und Foster hängen."

Der Sheriff griff nach seinem Jackett. „Bleib du hier, ich renne rüber und spreche mit ihnen."

„Das hat keinen Sinn, Johnny. Die kochen vor Wut. Die hält keiner mehr auf."

„Aber das geht doch nicht! Sie können doch nicht einfach ..."

„Sie werden's tun, verlaß dich drauf."

Brooks warf ihm das Schlüsselbund zu. „Schließ die Tür ab, leg den Riegel vor, Bill. Ich rufe inzwischen den Major."

Er hob den Hörer ab und ließ sich Delmars Nummer geben.

Der Major war selbst am Apparat. Er brüllte in den Hörer: „Sind die denn komplett wahnsinnig geworden! Wir leben doch nicht im wilden Westen! Die werden noch die ganze Stadt ins Unglück stürzen! Sagen Sie es ihnen!"

„Das wird nichts mehr helfen, Sir. Die Leute sind zu aufgebracht."



Kopf hoch, *ermunterte der Verteidiger James Wood seinen Mandanten Foster. Wood war in Jefferson wahrscheinlich der einzige Mensch, der an Fosters Unschuld glaubte*

„Dann schaffen Sie diesen Foster sofort nach Athens. Liefern Sie ihn dort im Gefängnis ab. Ich werde Sie telefonisch avisieren. Aber schnell, verlieren Sie keine Zeit! Und passen Sie auf, daß Sie nicht mit Foster den Leuten von Jefferson über den Weg laufen!"

Der Sheriff hängte ein, rannte hinüber zu Fosters Zelle, schloß sie auf und knipste das Licht an. „Los, Foster, anziehen, aber schnell!"

Foster erhob sich argwöhnisch blinzelnd von seiner Pritsche. „Erst will ich wissen, was Sie mit mir vorhaben."

„Sie müssen hier raus. Sofort. Die Leute wollen Sie lynchen."

„Aber ich habe doch gar nichts ..."

„Kapieren Sie endlich, Foster. Die Leute wollen Sie lynchen. Wenn es nach mir ginge – ich hätte nichts dagegen bei einem Kerl wie Sie. Aber wir haben hier gerade genug Scherereien mit Ihnen. Das fehlt uns noch, daß die Zeitungen ein großes Geschrei anfangen, wenn Sie an einem Ast baumeln."

Endlich hatte Foster begriffen. Hastig stieg er in seine Hose und schlüpfte in die Jacke aus grobem Drillich. Todesangst flackerte in seinen Augen.

„Die Schuhe können Sie nachher zubinden", drängte der Sheriff, während er Foster ungeduldig vor sich her zum Hinterausgang schob. Ehe er die Wachstube verließ, rief er dem Hilfssheriff zu: „Sieh nach, ob die Luft rein ist und bring schnell den Wagen zum Hinterausgang."

Als sie mit abgeblendeten Lichtern in Richtung Athens davonjagten, passierten sie eine Rotte von siebzehn bewaffneten Männern.

*

Irene Foster erfuhr es noch vor den Zeitungen. Der Brief kam aus Jefferson, und der Postbote in Greer (Süd-Carolina) grinste gutmütig, als er dem kleinen Kenneth den Brief übergab.

„Bring ihn gleich der Mammy. Es ist Daddys Handschrift. Sie wird schon drauf warten; euer Daddy hat lange nicht mehr geschrieben."

„Mammy ist nicht da", sagte der Kleine. „Mammy kommt erst abends zurück, wenn die Fabrik aus ist."

„Die Fabrik? Was macht sie denn da?"

„Mammy näht Knopflöcher. Mammy hat gesagt, Daddy hat solange kein Geld geschickt, da muß sie arbeiten, damit wir zu essen haben."

Der Postbote tätschelte verlegen den Kopf des Jungen und stapfte davon.

Tatsächlich hatte Irene Forster drei schwere Wochen hinter sich. Sie konnte sich nicht erklären, warum ihr Mann seit Mitte Juni nichts von sich hören ließ, und warum er auch kein Geld für den Unterhalt mehr schickte. Als ihre letzten paar Dollar aufgebraucht waren, blieb ihr nichts weiter übrig, als in die Fahrik zu gehen und tagsüber die sieben Kinder allein zu lassen. Zwei- oder dreimal täglich kam ihre Schwägerin herüber, um nach dem Rechten zu sehen.

Was war nur mit Jimmy geschehen? Warum gab er kein Lebenszeichen?

Irene vertraute ihm blind. Er war immer ein aufopfernder Familienvater gewesen, ein bißchen wortkarg und schwerfällig, aber fleißig und verläßlich. Und diese dumme Geschichte mit dem Einbruch in Florida hatte sie ihm längst verziehen. Jim war damals zu viel allein gewesen, er war in schlechte Gesellschaft geraten. Ein einmaliger Fehltritt – schließlich hatte das auch der Richter anerkannt. Nie wieder würde Jim so etwas machen. Das hatte er ihr geschworen.

Aber – warum schrieb er nicht? Irene hatte sich immer darauf verlassen können, daß zweimal wöchentlich ein Brief von ihm kam. Ihr Instinkt sagte ihr, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte.

Als sie der kleine Kenneth an diesem Nachmittag vor dem Fabriktor abholte, lief sie ihm entgegen und nahm ihn erschrocken in die Arme. „Was tust du hier, Ken? Ist zu Hause etwas nicht in Ordnung?"

„Rate mal, was ich hier habe, Mammy?"

„Schnell, sag's schon."

„Einen Brief von Daddy!"

„Gib schon her!" Sie riß ihm den Brief aus der Hand und öffnete ihn mit zitternden Fingern. Sie überflog die Zeilen, und dann war ihr, als läse sie durch einen roten Schleier. „Mein Gott", stieß sie hervor. Sie taumelte und stützte sich auf den Jungen.

Eine Arbeitskollegin trat besorgt heran. „Ist dir nicht gut, Irene?"

Wortlos ließ Irene die Frau und den Jungen stehen und rannte gehetzt davon

zum Hause ihres Schwagers. Sie traf ihn im Garten an.

Er warf die Harke hin und fing sie auf. „Du bist ja ganz außer Atem."

Sie kauerte sich auf die Erde und schug die Hände über dem Gesicht zusammen. Sie atmete heftig, in unregelmäßigen Stößen.

Bruce Foster beugte sich ratlos über sie. „Um Gottes willen, Irene — was ist denn passiert?"

Ohne aufzublicken reichte sie ihm den Brief.

Er las und griff sich verdattert an den Kopf.

Liebe Irene,

Du darfst nicht erschrecken, wenn Du diesen Brief in die Hand bekommst. Versprich mir, daß Du auch jetzt so tapfer bleibst, wie ich Dich kenne. Ich werde Deinen Mut in nächster Zeit sehr brauchen. Man hat mich nämlich unter Mordverdacht verhaftet. Ich soll einen Mann namens Charles Drake erschossen haben. Ich schwöre Dir beim Leben unserer Kinder, daß ich unschuldig bin. Ich kann mir das alles überhaupt nicht erklären. Aber die Witwe des Ermordeten behauptet, mich erkannt zu haben. Es muß alles ein furchtbares Mißverständnis sein. Jedenfalls darfst Du jetzt nicht den Kopf verlieren. Geh zu Bruce und bitte ihn, daß er mir sofort einen Anwalt besorgt. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. Niemand glaubt mir. Laßt Ihr mich jetzt bloß nicht auch noch im Stich. Erzähl den Kindern nichts von dieser Sache, was sollen sie von ihrem Vater denken, wenn sie erfahren, daß man ihn für einen Mörder hält. Es wird sich bestimmt alles aufklären, Liebste, aber im Augenblick steht es sehr schlecht um mich. Ich sitze im Gefängnis von Jefferson. Bruce soll mich besuchen, und versprich mir, daß Du zu Hause bei den Kindern bleibst. Ich möchte auf keinen Fall, daß Du auch noch in die Sache hineingezogen wirst, es ist schon alles schwer genug. Paß auf die Kinder auf und laß den Kopf nicht hängen. Bald bin ich wieder bei Euch.

Dein Jimmy

Bruce Foster ließ das Blatt sinken. „Mein Bruder ein Mörder? Sind die denn von allen guten Geistern verlassen!" Er ballte die Fäuste, und auf seiner Schläfe schwoll eine Ader, drohend wie ein dunkelblauer Blitz. Wütend stampfte er mit dem Fuß auf das Blumenbeet. „Verdammt noch mal, noch nie im Leben habe ich einen so hirnverbrannten Blödsinn gelesen! Ich fahre auf der Stelle nach Jefferson und hole ihn raus. Diese verrückten Polizisten sollen mich kennenlernen!"

Aber auch Bruce Foster konnte vorerst nicht viel für seinen Bruder tun. Sheriff Brooks erklärte ihm kühl, daß Jim Foster keinen Besuch empfangen dürfe. Vor Abschluß der Ermittlungen habe es der Bezirksanwalt untersagt.

Bruce ließ sich nicht entmutigen. Stundenlang belagerte er, mit der Sturheit einer Bulldogge, das Büro des Bezirksanwalts Gerriet S. Nash.

Aber der hatte in seiner langen Praxis als Staatsanwalt gelernt, daß man den Angehörigen von Verbrechern am besten aus dem Wege geht. Er ließ sich verleugnen und verließ abends das Gebäude durch eine Hintertür.

Bruce hatte den dickeren Schädel. Er blieb einfach die ganze Nacht auf den Stufen sitzen und lauerte dem Anwalt bis zum nächsten Morgen auf. Kurz vor neun Uhr erwischte er ihn endlich.

Nash mußte ihn wohl oder übel in sein Büro einlassen. „Hören Sie, Mr. Foster", begann er ungeduldig. „Ihrem Bruder wird hier schon kein Unrecht geschehen. Sie können ihm nicht helfen, sehen Sie das doch ein! Wenn sich vor Gericht seine Unschuld herausstellen sollte . . ."

Bruce schlug mit der Faust auf den Tisch. „So lange wollen Sie ihn also im

→



Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!

Gefängnis schmoren lassen! Wissen Sie denn nicht, daß der Mann sieben Kinder zu ernähren hat!"

Nash zuckte die Achseln. „Ich muß mich ans Gesetz halten. Aber ich kann ja mal mit dem Generalstaatsanwalt in Atlanta reden. Vielleicht läßt er Ihren Bruder gegen eine Kaution frei. Obwohl das bei Mordverdacht ungewöhnlich wäre..."

Am nächsten Tag – es war der 5. August, sechs Wochen nach dem Mord – teilte der Bezirksanwalt Fosters Bruder mit, daß der Generalstaatsanwalt von Georgia die überraschend niedrige Kautionssumme von dreihundert Dollar festgesetzt habe.

Bruce Foster war ein einfacher Landarbeiter. Aus eigenen Mitteln konnte er diesen Betrag nicht aufbringen. Er brauchte zwei Tage, um die dreihundert Dollar zu leihen.

Am Nachmittag des 7. August kam er mit dem Geld, um seinen Bruder abzuholen.

„Sie haben Pech", sagte der Bezirksanwalt. „Vor ein paar Stunden hat die Grand Jury beschlossen, daß die Beweise ausreichen, um gegen Ihren Bruder Mordanklage zu erheben."

„Was hat denn das schon wieder zu bedeuten?"

„Das bedeutet, daß ich Ihren Bruder nicht mehr auf freien Fuß setzen darf – nicht einmal gegen Kaution."

„Dann haben Sie mich also an der Nase herumgeführt."

„Ich führe niemanden an der Nase herum", sagte der Bezirksanwalt frostig. „Ich halte mich nur an das Gesetz. Außerdem hätte ich es sowieso gar nicht verantworten können, Ihren Bruder freizulassen – in seinem eigenen Interesse. Wir haben ihn Hals über Kopf ins Gefängnis von Athens überführen müssen, weil Gefahr bestand, daß ihn die Leute von Jefferson in ihrer verständlichen Empörung gelyncht hätten. Übrigens – die Verhandlung gegen Ihren Bruder beginnt am 13. August, hier in Jefferson. Der Verteidiger heißt James Wood. Setzen Sie sich mit ihm in Verbindung – ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen."

Am gleichen Abend – sechs Tage vor dem Prozeß – erhielt der vom Gericht zum Pflichtverteidiger ernannte James Wood zum erstenmal Gelegenheit, mit seinem Mandanten Jim Foster zu sprechen. Im Laufe dieses Gesprächs gewann er die Überzeugung, daß Foster den Mord nicht begangen haben konnte. Wood war der einzige Mensch in Jefferson, der an Fosters Unschuld glaubte. Um die Verteidigung gründlicher vorbereiten zu können, beantragte er Terminaufschub. Sein Antrag wurde abgelehnt.

Am Vorabend des Prozesses erhielt Irene Foster im 180 Kilometer entfernten Greer von ihrem Mann einen zweiten Brief, in dem er sie dringend bat, der Verhandlung fernzubleiben. „*Du würdest alles nur schlimmer machen. Ich will nicht, daß die Leute Dich und die Kinder anstarren wie Affen im Käfig. Mir kann nichts passieren. Mein Verteidiger, Mr. Wood, ist fest von meiner Unschuld überzeugt. Er macht übrigens einen sehr guten Eindruck. Spätestens in drei Tagen bin ich wieder bei Euch.*"

Am Tag vor der Verhandlung bat Bezirksanwalt Nash den Verteidiger in sein Büro. Nash war ein vitaler, hünenhafter Mann, unglaublich behende, trotz seines stattlichen Bauches, mit einer mächtigen Haarmähne wie ungeputztes Silber, mit kampfeslustigen blauen Augen, einem wie Sülze vibrierenden Doppelkinn und einer geschulten Stimme. In seiner Jugend hatte er einmal Schauspielunterricht genommen. Nash war außerordentlich wandlungsfähig. Sein Repertoire reichte von der schneidenden Kälte der Verachtung über das sanfte Tremolo der Sentimentalität bis zum donnernden Pathos der Verdammung.

Keines seiner Worte war spontan, jedes wohlberechnet – berechnet auf die



Familienvater *Jim Foster (Mitte), bevor er verdächtigt wurde, ein Mörder zu sein. Die größte Sorge während der Untersuchungshaft war für ihn das Schicksal seiner Frau Irene und das seiner sieben Kinder. Zur Verhandlung sollte die Familie nicht zu ihm kommen. „Ich will nicht, daß die Leute Dich und die Kinder anstarren wie die Affen im Käfig", schrieb er an seine Frau*

Gefühle der Geschworenen. Denn es sind allein die Geschworenen, die bei Kapitalverbrechen über „schuldig" oder „nicht schuldig" zu entscheiden haben.

Nash musterte Fosters Anwalt aus den Augenwinkeln. „Freut mich, Sie zu sehen, Kollege. Morgen werden wir uns also als Gegner gegenüberstehen", sagte er lächelnd und reichte Wood mit einer herzlichen Geste die Hand über den Tisch. „Na ja – allzu weh werden wir uns ja wohl nicht tun . . ."

Wood hob skeptisch die Schultern. Darauf will er also hinaus, der alte Fuchs, dachte er.

„Der Fall ist ja klar", fuhr Nash lächelnd fort. „Foster hat Charly Drake umgebracht. Mord aus Habsucht, auch wenn er nichts erbeutet hat. Daran ist nicht zu rütteln."

„Sie werden schon gestatten, Herr Kollege, daß ich doch ein bißchen daran rüttele", sagte Wood verbindlich.

„Natürlich, natürlich! Als ob ich kein Verständnis dafür hätte. Aber warum sollten wir uns für so einen Taugenichts wie Foster zerfleischen. Das lohnt doch nicht. Sie plädieren von vornherein auf mildernde Umstände. Bei günstiger Stimmung könnte ich Sie in meinem Plädoyer unterstützen. Kriegsauszeichnungen machen auf Geschworene immer Eindruck. Und sieben Kinder, na ja."

„Ich dürfte also nicht auf unschuldig plädieren?"

„Genau das meine ich. Er ist es doch gewesen, machen wir uns doch nichts vor. Ich sehe für ihn überhaupt nur eine Chance, nicht auf den elektrischen Stuhl zu kommen: mildernde Umstände. Lebenslänglich Zuchthaus und nach spätestens zwanzig Jahren Begnadigung – mehr ist für den Burschen nicht drin. Wie wär's? Ich hätte meinen Erfolg, und auch Sie könnten zufrieden sein!"

„Aber ich beurteile den Fall ganz anders, Herr Kollege."

„Und wie, bitte schön?"

„Foster ist unschuldig."

„Ha ha, natürlich, was sollen Sie als Verteidiger schon anderes sagen. Aber wir sind ja hier unter uns, mein Freund. Schließlich haben wir doch beide ein Interesse an dem Fall, und ich meine, wir müßten versuchen, unsere Interessen miteinander in Einklang zu bringen."

„Sie meinen die Neuwahl des Bezirksanwaltes . . ."

„Was hat das damit zu tun!" fauchte Nash. Plötzlich war sein joviales Lächeln verschwunden und zwei grimmige Querfalten erschienen wie angemalt zwischen seinen Augenbrauen. Dann glättete sich seine Stirn wieder und er sagte, mild wie ein nachsichtiger Vater: „Seien Sie doch vernünftig, mein Freund. Ich kann ja Ihren Ehrgeiz begreifen. Bin schließlich auch mal Anwalt in der Provinz gewesen. Aber Sie können doch nicht mit dem Kopf durch die Wand. Ein Mord-

→

Morgen wirst du gegrillt, Jimmy!

prozeß ist schließlich kein Tennis-Match. Hören Sie auf den Rat eines erfahrenen Staatsanwalts: Geben Sie sich damit zufrieden, das beste für Foster herauszuholen. Mit Ihrer Taktik haben Sie nicht die Spur einer Chance. Was erreichen Sie schon damit? Sie verärgern die Geschworenen und nehmen mir die Möglichkeit, mildernde Umstände zu beantragen."

„Ich verstehe."

„Na also, mein Freund. Sie wollen ja auch das Beste für Ihren Mandanten."

„Eben."

„Dann werden Sie also auf mildernde Umstände plädieren?"

„Nein, auf Freispruch."

Nash lächelte nicht mehr. Er hob mißbilligend die linke Augenbraue. „Gut – dann also mit harten Bandagen."

*

Das Bezirksgericht von Jefferson ist ein weißgestrichenes, einstöckiges Holzhaus mit einem freundlichen Vorgarten und einem sorgfältig geharkten Kiesweg, der zum Eingang führt.

Am Morgen des 13. August 1956 zertrampelten Hunderte von Neugierigen den Rasen. Einige drückten sich an den Fenstern die Nasen platt, um wenigstens Bruchstücke der Verhandlung mitzuerleben.

Der Gerichtssaal war überfüllt. Seit Tagen waren die 112 Einlaßkarten vergriffen. Einen beträchtlichen Teil davon hatten sich die Reporter aus den größeren Städten Georgias und der Nachbarstaaten Süd-Carolina, Alabama und Florida gesichert. Den Rest hatten einige wohlhabende Bürger Jeffersons dank ihrer Beziehungen erstanden.

Die Stimmung war wie bei einem Volksfest. Kein Mensch in Jefferson arbeitete an diesem Tag. Die Geschäftsleute hatten die Jalousien vor ihren Läden heruntergelassen, sogar die Schule fiel aus. Aus allen Teilen Georgias waren die Farmer gekommen. Man erkannte sie an den alten Automodellen, die sie fuhren. Sie hockten in den Bars und warteten auf die Nachrichten, die man ihnen in den Verhandlungspausen aus dem Gerichtssaal bringen würde. Es wurden Wetten abgeschlossen, ob man Foster zum Tode oder nur zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen würde. Auf Freispruch hätte niemand einen Cent zu setzen gewagt. Man hätte ihn verprügelt.

Seit vor fünfzig Jahren Präsident Theodore Roosevelt auf der Durchreise nach Panama hier Station gemacht hatte, war in Jefferson kein annähernd so aufregendes Schauspiel geboten worden.

Als Verteidiger James Wood in seinem 1954er Chevrolet vor dem Bezirksgericht vorfuhr, machte ihm die Menge mit jenem reservierten Widerwillen Platz, den man einem Boxer entgegenbringt, der den Lokalmatadoren herausgefordert hat. Respektvoller Applaus begrüßte Richter Frank Mitchell aus Atlanta, der den erkrankten Richter Wright vertrat.

Der Richter stieg aus seinem Wagen und lief mit kurzen Schritten durch das

Spalier der Zuschauer, von denen er keine Notiz nahm.

Richter Mitchell eilte in das Beratungszimmer und zog die Robe an. Mit seiner vornüber gebeugten Gestalt, seiner langen Nase und dem kahlen Schädel, der auf einem zerbrechlich dünnen Hals aus der schwarzen Robe ragte, ähnelte er einem weisen alten Raben, dem man aus Schabernack eine Brille aufgesetzt hat.

Als er den Gerichtssaal betrat, verstummte das erwartungsvolle Gemurmel. Der Richter wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn, denn sogar die Klimaanlage konnte gegen die stickige Hitze im überfüllten Saal wenig ausrichten.

Der Richter warf einen prüfenden Blick nach links auf die Bank der Geschworenen. Alle zwölf Plätze waren besetzt. Zwölf ehrenhafte Bürger von Jefferson: zwei Kaufleute, ein Bankprokurist, drei Hausfrauen, zwei Farmer, ein Drogist, ein Bauunternehmer und eine Lehrerin – selbstverständlich alles Weiße. Bei der Auswahl der Geschworenen hatte die Verteidigung alle nahen Freunde des ermordeten Charles Drake als befangen abgelehnt. Dennoch gab es keinen unter den Geschworenen, der den beliebten Drake nicht gekannt hatte.

Sie betrachteten den Angeklagten kalt und feindselig wie ein ekles Insekt.

Verteidiger James Wood legte beruhigend eine Hand auf den Arm seines Mandanten und flüsterte: „Kopf hoch, Jim! Nicht die Nerven verlieren, was auch geschehen mag. Denk immer an die Geschworenen. Sie sind gegen dich. Die mußt du umstimmen, alle anderen zählen nicht."

Foster nickte mutlos.

Scheinbar zerstreut, ordnete sein Anwalt die Notizblätter, die vor ihm auf dem Tisch lagen. Auch er war befangen, aber er versuchte sich den Anschein zu geben, als gehöre die Verteidigung in einem Mordprozeß zu seinem täglichen Brot. Dabei wußte fast jeder im Saal, daß Wood zwar ein tüchtiger Anwalt war, daß er aber in Strafprozessen so gut wie keine Erfahrungen hatte – wenn man von gelegentlichen Verteidigungen von Landstreichern und Hühnerdieben absah.

Man kannte James H. Wood als einen stillen, freundlichen Sonderling, der viel Bücher las, was man ihm als harmlose Marotte nachsah. Er hatte ein kluges, ehrliches Gesicht, mit Augenbrauen so buschig wie Handfeger und einer wulstigen Stirn mit tiefen, wie vom Pflug gezogenen Furchen.

James Wood galt in Jefferson als überaus seriös, und zu diesem Ruf mochte nicht zuletzt seine Vorliebe für dunkle Anzüge und dezente Krawatten beigetragen haben, die er selbst im heißesten Hochsommer trug.

Sein stattlicher Gegner, Bezirksanwalt Nash, warf ihm einen letzten fragenden Blick zu. Wood schüttelte energisch den Kopf. Nash hob spöttisch die Schultern.

Nachdem der Richter die Verhandlung formell eröffnet hatte, wartete er ab, bis sich das Füßescharren und Stuhlrükken im Zuschauerraum gelegt hatte. Dann wandte er sich an den Verteidiger: „Erklärt sich der Angeklagte für schuldig oder nicht schuldig?"

„Nicht schuldig, Euer Ehren."

Sekundenlang wurde es unruhig im Zuschauerraum. Gleich darauf verstummte es, und in die jetzt beinah unwirkliche Stille rief der Bezirksanwalt: „Ich rufe die erste Zeugin der Staatsanwaltschaft – die Zeugin Mrs. Drake."

Cammie Drake, ganz in Schwarz, trat langsam und gefaßt in den Zeugenstand. Leise sprach sie die Eidesformel. Dann setzte sie sich.

Nash ließ die Erscheinung der trauernden Witwe erst ein paar Sekunden auf die Geschworenen wirken, ehe er mit gesenkter Stimme das Verhör begann: „Wir alle wissen, Mrs. Drake, was Sie in den letzten acht Wochen durchmachen mußten. Ich will deshalb meine Fragen auf das allernotwendigste beschränken."

Cammie Drake nickte ergeben.

Cammie Drakes dramatischer Auftritt

„Mrs. Drake – wo befanden Sie sich am 19. Juni dieses Jahres um halb zehn Uhr abends?"

„Zu Hause. Im Badezimmer."

„Mrs. Drake, bitte erzählen Sie jetzt dem Gericht, was sich kurz nach halb zehn Uhr ereignete."

„Ich hörte plötzlich Lärm aus dem Wohnzimmer. Mein Mann sah sich dort gerade einen Fernsehfilm an. Als ich den Lärm hörte, lief ich sofort hinüber."

„Was für Lärm war das, Mrs. Drake?"

„Es hörte sich so an, als ob es einen heftigen Kampf gegeben hätte und als ob dabei Möbel umgestürzt würden."

„Bitte sprechen Sie lauter, Mrs. Drake."

„Als ich ins Wohnzimmer stürzte, sah ich, wie mein Mann sich verzweifelt gegen die Tür stemmte."

„Welche Tür, Mrs. Drake?"

„Die Tür vom Wohnzimmer zur Diele. Jemand versuchte, mit Gewalt von außen einzubrechen. Plötzlich ließ mein Mann die Türklinke los und flüchtete ins Schlafzimmer. Ein fremder Mann folgte ihm."

„Hatten Sie ihn vorher schon einmal gesehen, Mrs. Drake?"

„Nein, ich sagte doch: es war ein wildfremder Mann."

„Warum lief nach Ihrer Meinung Ihr Mann ins Schlafzimmer?"

„Zuerst hatte ich keine Ahnung. Später wurde mir klar, daß er seine Pistole holen wollte. Er hatte sie immer unter dem Kopfkissen versteckt."

„Was taten Sie, Mrs. Drake, während Ihr Mann vor dem Fremden ins Schlafzimmer flüchtete?"

„Ich lief hinterher."

„Und was sahen Sie da?"

„Es war ziemlich dunkel im Schlafzimmer, aber ich sah das Mündungsfeuer aus der Pistole meines Mannes. Im gleichen Augenblick knallte es. Und kurz darauf hörte ich mehrere Schüsse. Ich glaube, es waren fünf."

„Wer hat diese Schüsse abgegeben?"

„Der fremde Mann."

„Und was geschah dann, Mrs. Drake?"

„Der Mann..." Sie klammerte sich an das Geländer und schluchzte heftig.

Die Geschworenen blickten voller Mitgefühl auf Cammie Drake. Dann wanderten ihre Blicke langsam zum Angeklagten. Im Zuschauerraum wurde es unruhig.

Der Richter tupfte sich die Stirn mit dem Taschentuch ab, ehe er sich in das Verhör einschaltete. „Mrs. Drake – wir respektieren Ihre Gefühle. Aber für das Gericht sind Ihre Aussagen unentbehrlich. Wenn Sie eine Pause wünschen..."

Sie richtete sich auf und fuhr mit tonloser Stimme fort: „Mein Mann lag auf dem Bett und bewegte sich nicht. Der Fremde muß ihn getroffen haben."

„Was taten Sie dann, Mrs. Drake?" fragte Nash behutsam.

„Ich lief zum Telefon ins Wohnzimmer. Ich wollte die Polizei anrufen. Aber der fremde Mann muß mich inzwischen entdeckt haben. Jedenfalls packte er mich von hinten und warf mich auf den Boden. Dann versuchte er mich mit der Telefonschnur..." Der Rest des Satzes ging wieder in Schluchzen unter. Nach einigen Sekunden richtete sich Cammie Drake auf und fuhr monoton fort: „Er wollte mich erwürgen. Ich wehrte mich mit aller Kraft. Was dann passierte, weiß ich nicht mehr. Später sagte man mir, ich sei bewußtlos gewesen."

„Mrs. Drake, haben Sie den fremden Mann nach der Tat noch einmal gesehen?"

„Ja. Er wurde mir gegenübergestellt."

„Befindet er sich in diesem Raum?"

„Ja. Dort sitzt er." Plötzlich hatte sie sich nicht mehr in der Gewalt. Sie verließ den Zeugenstand, rannte zum Tisch der Verteidigung und schrie Foster an: „Warum haben Sie ihn ermordet, Sie Scheusal? Was hat Charly Ihnen getan?"

Ihr anklagend ausgestreckter Arm sank kraftlos herab. Sie verschränkte die Arme vor dem Gesicht, legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

Aus dem Zuschauerraum ertönten erregte Zwischenrufe: „Macht doch kurzen Prozeß mit dem Schwein! Warum hängt Ihr ihn nicht gleich auf?"

Der Richter schwang die Glocke und rief: „Ruhe! Ich bitte um Ruhe! Sonst muß ich den Saal räumen lassen. – Sind Sie mit dem Verhör fertig, Mr. Nash?"

Der Bezirksanwalt winkte ab. „Keine Fragen mehr."

Cammie Drake ging langsam, von Nash gestützt, zu ihrem Platz zurück. Da räusperte sich Verteidiger Wood und sagte: „Einen Augenblick, bitte. Ich habe auch noch einige Fragen an die Zeugin Mrs. Drake zu richten."

Fortsetzung im nächsten Heft

„Simon", sagte Paulette, „ich hätte Ihnen nicht schreiben dürfen: ‚Kommen Sie schnell zurück', das ist wahr!"

Zeichnung: Lilo Rasch-Nägele

Lieben Sie Brahms..

Paulette lebt seit Jahren in einer Liaison mit Roger, dem Chef eines Pariser Transportunternehmens. Während der Arbeit — Paulette ist Dekorateurin — begegnet sie Simon van den Besh, dem Sohn einer wohlhabenden Amerikanerin. Simon, 25 Jahre alt und ohne allzuviel Interesse Referendar bei einem prominenten Anwalt, besucht mit Paulette ein Brahms-Konzert. Er gesteht der 14 Jahre älteren Frau, die ihn vom ersten Tag an fasziniert, seine Liebe. Das gleiche Brahms-Konzert hört Roger im Radio, als er im Auto nach einem amourösen Ausflug mit Maisy, die ihn durch ihre primitiv-alberne Art nervös macht, nach Paris zurückfährt.

Françoise Sagan

Roger fuhr schneller: Er wollte Paulette so rasch wie möglich wiedersehen, nur sie allein konnte ihn beruhigen, und sie würde es tun. Sie mußte gerade vor ihm nach Hause gekommen sein, denn sie hatte noch ihren Mantel an; sie war blaß, und als er kam, warf sie sich an seine Brust und lag eine Weile regungslos in seinen Armen. Er hielt sie fest, legte seine Wange auf ihr Haar und wartete, daß sie reden würde. Er hatte gut getan, schnell zurückzukommen, sie brauchte ihn, irgend etwas mußte ihr zugestoßen sein, und als er daran dachte, daß er es geahnt hatte, empfand er eine unendliche Zärtlichkeit für sie. Er beschützte sie. Gewiß, sie war stark, und unabhängig und intelligent, aber wahrscheinlich war sie viel weiblicher als irgendeine Frau, die er je gekannt hatte. Er wußte das genau, und deshalb war er ihr unentbehrlich. Sanft machte sie sich aus seinen Armen frei.

„Bist du gut gereist? Wie war es in Lille?"

Er warf ihr einen kurzen Blick zu. Nein, bestimmt, sie ahnte nichts. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die diese Art von Fallen stellen. Er zog die Augenbrauen hoch.

„Danke. Aber du. Was hast du?"

„Nichts", sagte sie und wandte sich ab.

Er drängte nicht, sie würde es ihm später sagen.

„Was hast du gemacht?"

„Gestern habe ich gearbeitet. Und heute bin ich in ein Konzert im Pleyel-Saal gegangen."

„Liebst du Brahms?" sagte er lächelnd.

Sie hatte ihm den Rücken zugewandt und drehte sich so plötzlich wieder um, daß er einen Schritt zurückwich.

„Warum fragst du mich das?"

„Ich habe einen Teil des Konzerts im Radio gehört, beim Heimfahren."

„Ja, natürlich", sagte sie, „es wurde übertragen, das ist wahr ... Aber du hast mich überrascht, diese musikalische Seite an dir ..."

„An dir auch. Was ist in dich gefahren? Ich sah dich Bridge spielen bei den Daret, oder ..."

Sie hatte die Lampen im kleinen Salon angedreht. Mit einer müden Bewegung zog sie den Mantel aus.

„Der kleine van den Besh hat mich in das Konzert eingeladen: ich hatte nichts zu tun, und ich konnte mich nicht mehr erinnern, ob ich Brahms liebe ... Kannst du das glauben? ... Ich konnte mich nicht erinnern, ob ich Brahms liebe ..."

Sie begann zu lachen, erst leise, dann immer lauter. Roger begann der Kopf zu schwirren. Simon van den Besh? Und er hatte nichts von ihrer Begegnung gesagt ... in Houdan? Und vor allem, warum lachte sie?

„Paulette", sagte er, „beruhige dich. Und übrigens, was hast du mit diesem Bürschlein gemacht?"

„Ich habe mir Brahms angehört", sagte sie zwischen zwei Lachanfällen.

„Jetzt hör' endlich auf von Brahms zu reden ..."

„Es handelte sich aber um ihn ..."

Er nahm sie bei den Schultern. Sie hatte vor Lachen Tränen in den Augen.

„Paulette", sagte er, „meine Paulette ... was hat dir dieser Kerl erzählt? Und vor allem, was will er von dir?"

Er war wütend; er fühlte sich übergangen, zum Narren gehalten.

„Natürlich, er ist fünfundzwanzig", sagte er.

„In meinen Augen ist das ein Fehler", →

sagte sie zärtlich, und er nahm sie wieder in seine Arme.

„Paulette, ich habe so viel Vertrauen zu dir. So unendlich viel! Der Gedanke, daß dir dieser kleine Laffe gefallen könnte, ist mir unerträglich."

Er drückte sie an sich; plötzlich stellte er sich Paulette vor, wie sie die Hand nach einem anderen ausstreckte, Paulette, die einen anderen küßte, die ihre Zärtlichkeit, ihre Fürsorge einem anderen gab; er litt.

‚Männer sind ahnungslos', dachte Paulette ohne Bitterkeit. ‚Ich habe so viel Vertrauen zu dir, so viel Vertrauen, daß ich dich betrügen und dich allein lassen kann, ohne daß jemals das Gegenteil möglich wäre. Das ist prachtvoll.'

„Er ist nett und unbedeutend", sagte sie. „Das ist alles. Wo willst du, daß wir zu Abend essen?"

*

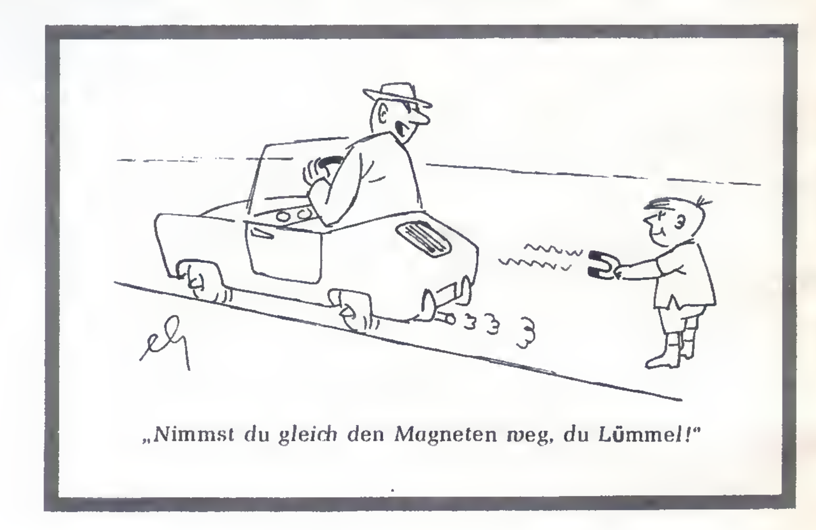
‚Ich bitte Sie um Verzeihung', schrieb Simon, ‚ich hatte wirklich nicht das Recht, ihnen das alles zu sagen. Ich war eifersüchtig, und ich nehme an, man hat nur das Recht auf das eifersüchtig zu sein, was man besitzt. Wahrscheinlich habe ich Sie eher gelangweilt. Sie werden von mir befreit werden, ich fahre mit meinem teuren Chef in die Provinz, um einen Prozeß zu studieren. Wir werden in einem alten Landhaus bei Freunden von ihm wohnen. Ich stelle mir vor, daß die Betten nach Eisenkraut riechen, daß in jedem Zimmer ein Feuer brennen und daß die Vögel am Morgen vor meinem Fenster singen werden. Aber ich weiß, daß ich dieses eine Mal nicht den bukolischen jungen Mann werde spielen können. Sie werden neben mir schlafen, von den Flammen beleuchtet, ich werde glauben, daß ich nur die Hand nach Ihnen auszustrecken brauche; ich werde zehnmal vergeblich versuchen, von dieser Vorstellung loszukommen. Glauben Sie nicht, selbst wenn Sie mich nie wiedersehen wollen, glauben Sie nicht, daß ich Sie nicht liebe. – Ihr Simon.'

Der Brief zögerte in Paulettes Hand. Er glitt auf das Leintuch, dann auf den Teppich. Paulette legte ihren Kopf wieder auf das Kissen zurück, schloß die Augen. Zweifellos liebte er sie ... Sie war müde an diesem Morgen, sie hatte schlecht geschlafen. Lag das an dem kleinen Satz, der Roger gestern abend entschlüpft war, als sie ihn nach seiner Heimfahrt gefragt hatte; dieser kleine Satz, den sie zuerst gar nicht bemerkt hätte, wäre er nicht darüber gestolpert und hätte sich seine Stimme nicht allmählich gesenkt, um in einem Gemurmel zu enden.

„Natürlich, die Heimfahrt an einem Sonntag ist lästig ... Aber im Grunde geht es auf der Autobahn immer schneller, auch bei starkem Verkehr ..."

Wenn er die Betonung nicht geändert hätte, hätte sie bestimmt nichts bemerkt. Unbewußt hätte sie mit diesem schrecklichen, in den letzten zwei Jahren so stark entwickelten Beschützer-Instinkt reagiert und sofort eine wunderbare, ganz neue Autobahn nach Lille vor sich gesehen. Aber er war verstummt, sie hatte ihn nicht angeschaut, und ein paar Sekunden später war sie es gewesen, die wieder ein ruhiges Gespräch in Gang bringen mußte. Das Abendessen war dann in der gleichen, ruhigen Stimmung verlaufen, aber Paulette hatte das Gefühl, daß die Müdigkeit und die Mutlosigkeit, die viel stärker in ihr waren als alle Eifersucht oder Neugier, sie nie wieder verlassen würden. Ihr gegenüber war dieses sosehr vertraute, sosehr geliebte Gesicht, dieses Gesicht, das zu erkennen suchte, ob sie verstanden hatte, dieses Gesicht, das Leid in ihrem suchte wie eine unerträgliche Folter. Und dann dachte sie: ‚Aber genügt es denn nicht schon, daß er mich unglücklich macht, könnte es ihm dann nicht wenigstens egal sein?' Und es schien ihr, als würde sie nie wieder mit der Ungezwungenheit und Grazie, die er von ihr erwartete, von ihrem Sessel aufstehen und das Restaurant durchqueren können; als würde sie sich nicht einmal mehr auf ihrer Türschwelle von ihm verabschieden können. Sie wünschte, sie wäre zu etwas anderem fähig gewesen: Sie wünschte, sie könnte ihn beleidigen, ihm ihr Glas an den Kopf werfen, sie wünschte, sie könnte aus ihrer Haut heraus und alles abschütteln, was würdig und achtenswert an ihr war, alles, was sie von den kleinen Nutten unterschied, die er kannte. Sie wäre gern eine von ihnen gewesen. Er hatte ihr oft genug gesagt, was sie ihm bedeuteten, und daß er nun einmal so war, und daß er das nicht vor ihr verbergen wollte. Ja, er war anständig gewesen. Aber sie fragte sich, ob die Anständigkeit, die einzig mögliche Anständigkeit in diesem unentwirrbaren Leben, nicht darin bestand, jemanden innig genug zu lieben, um ihn glücklich zu machen. Selbst wenn man nötigenfalls auf seine Lieblingsgastspiele verzichten mußte.

Simons Brief lag auf dem Teppich, und sie stieg mit dem Fuß darauf, als sie aufstand. Sie hob ihn auf, las ihn noch einmal. Dann öffnete sie ihre Schreibtischschublade, nahm Papier und Feder und antwortete ihm.



„Nimmst du gleich den Magneten weg, du Lümmel!"

Simon war allein im Salon geblieben, da er sich nach Ende des Prozesses nicht unter die Menge mischen wollte, die dem großen Anwalt huldigte. Das Haus war kalt und traurig; in der Nacht hatte es gefroren, und durch das Fenster sah man auf eine erstarrte Landschaft, zwei kahle Bäume und eine gelbe Wiese, auf der zwei Rohrsessel, die ein achtloser Gärtner dem Herbst geopfert hatte, langsam verfaulten.

Simon stieg bis zu einem kleinen Tümpel am Ende des Gartens hinunter und atmete den Geruch der Kälte ein, den Duft des Abends, der sich mit dem von weiter herkommenden Geruch brennender Herbstblätter vermengte, die er, kaum erkennbar, hinter einer Hecke rauchen sah. Er liebte diesen letzten Duft mehr als alles andere und blieb einen Moment stehen, um ihn noch tiefer einzuatmen, mit geschlossenen Augen. Von Zeit zu Zeit stieß ein kleiner Vogel einen freudlosen Schrei aus, und dieses vollkommene Zusammenspiel, das Ineinanderfließen von so viel Wehmut, linderte ein bißchen seine eigene. Er beugte sich über den trüben Tümpel, tauchte seine Hand hinein und blickte auf seine mageren Finger, die das Wasser verzerrte, fast so, als stünden sie senkrecht auf seiner Handfläche. Er bewegte sich nicht, schloß ganz langsam im Wasser seine Hand zur Faust, als wolle er einen geheimnisvollen Fisch darin fangen. Er hatte Paulette jetzt sieben Tage nicht gesehen, sieben Tage und einen halben. Sie mußte seinen Brief erhalten, ein wenig die Achseln gezuckt und ihn versteckt haben, um zu vermeiden, daß Roger ihn fand und sich über ihn lustig

machte. Denn sie war gut, das wußte er genau. Sie war gut und zärtlich und unglücklich, er brauchte sie.

Aber Paulette war jemand, den man verdienen mußte; darum kam er nicht herum. Mit Charme allein konnte er sie nicht erobern. Im Gegenteil, er spürte, daß sein Äußeres ihm bei ihr schadete. ‚Ich habe ein Gesicht wie ein Friseurlehrling', seufzte er laut, und der Vogel unterbrach für eine Sekunde seinen durchdringenden Schrei.

Er ging langsam zum Haus hinauf, streckte sich auf dem Teppich aus und legte ein Scheit Holz ins Feuer. Maître Fleury würde bald zurückkommen, bescheiden in seinem Triumph, aber noch selbstzufriedener als sonst. Er würde sich in Schilderungen berühmter Prozesse ergehen vor ein paar geblendet lauschenden Provinzlern, die beim Nachtisch ein wenig müde beginnen würden, ihre vom Burgunder leicht umflorten Blicke ihm zuzuwenden, dem jungen, höflichen und schweigsamen Referendar. ‚Bei dieser Dame da haben Sie Chancen, mein kleiner Simon', würde ihm Maître Fleury zuflüstern und dabei wahrscheinlich auf die Allerälteste deuten.

Seine Vorahnungen bestätigten sich. Nur wurde es eines der fröhlichsten Abendessen seines Lebens; er redete pausenlos, schnitt dem großen Anwalt das Wort ab und bezauberte alle anwesenden Damen. Bei seiner Rückkehr hatte ihm Maître Fleury einen Brief gegeben, den man aus der Avenue Kléber an den Justizpalast von Rouen nachgeschickt hatte. Er war von Paulette. Er steckte seine Hand in die Tasche, fühlte ihn zwischen seinen Fingern und lächelte vor Glück. Und ohne seine Redestrom zu unterbrechen, versuchte er, sich an den genauen Wortlaut zu erinnern, las sich den Brief in Gedanken noch einmal vor.

‚Mein kleiner Simon' — so hatte sie ihn immer genannt —, ‚Ihr Brief war zu traurig. Das verdiene ich nicht. Übrigens habe ich Sehnsucht nach Ihnen. Ich weiß nicht mehr genau, woran ich mit mir bin' — und sie hatte wieder seinen Namen geschrieben ‚Simon' — und dann hatte sie diese wundervollen Worte hinzugefügt: ‚Kommen Sie schnell zurück.'

Er würde sofort zurückkehren, sobald das Essen vorüber war. Er würde so schnell wie möglich nach Paris fahren und an ihrem Haus vorbeischauen, vielleicht konnte er sie sehen.

Um zwei Uhr war er vor ihrer Tür, unfähig sich zu bewegen. Eine halbe Stunde später hielt ein Auto vor ihm an, Paulette stieg aus, allein. Er rührte sich nicht, sah ihr nach, wie sie über die Straße ging und dem Auto winkte, das wieder wegfuhr. Er konnte sich nicht bewegen. Es war Paulette. Er liebte sie, und er hörte, wie diese Liebe in ihm nach Paulette rief, sie einholte, zu ihr sprach; er lauschte seiner Liebe, reglos, erschrocken, und fühlte sich leer und unglücklich.

*

Vor ihnen lag der See des Bois de Boulogne, eisig unter einer trüben Sonne; nur ein sportlicher Ruderer — einer jener seltsamen Männer, die Tag für Tag bemüht waren, sich in einer Form zu erhalten, an der niemandem gelegen sein konnte, so unpersönlich wirken sie — dieser Ruderer machte große Anstrengungen, den Sommer wieder heraufzubeschwören. Manchmal hob sein Ruder eine Wassergarbe hoch, funkelnd, silberweiß und fast unzeitgemäß, so sehr kündigte sich schon der Winter traurig zwischen den erstarrten Bäumen an. Paulette sah mit gerunzelter Stirn zu, wie sich der Mann in seinem Boot abmühte. Er würde um die Insel herumfahren und müde und selbstzufrieden wieder heimkehren; und sie entdeckte eine Symbolik in dieser täglichen, hartnäckigen, kleinen Runde.

Simon, an ihrer Seite, schwieg. Er wartete. Sie wandte sich zu ihm und lächelte. Er blickte sie an, ohne ihr Lächeln zu erwidern. Es bestand gar kein Zusammenhang zwischen der Paulette, für die er am Abend zuvor einen ganzen Stadtteil durchquert hatte, einer bereiten Paulette, die — er war sich dessen bewußt — in seiner Vorstellung nackt und besiegt gewesen war, wie die Straße, über die er fuhr, und der ruhigen, über das Wiedersehen mit ihm kaum erfreuten Paulette, die an seiner Seite auf einem eisernen Sessel in dieser schäbigen Umgebung vor sich hindämmerte. Er war enttäuscht und glaubte — er legte seine Enttäuschung falsch aus — daß er sie nicht mehr liebte. Diese acht Tage voll Besessenheit, in diesem traurigen Haus auf dem Land, waren ein gutes Beispiel dafür gewesen, zu welchen Torheiten ihn seine Phantasie

→

verführen konnte. Und zugleich konnte er dieses schmerzliche Verlangen nicht unterdrücken, schon bei dem Gedanken, diesen müden Kopf zurückzubiegen, ihren Nacken an die Sessellehne zu pressen, und seinen Mund diesem vollen, so ruhigen Mund zu nähern, aus dem seit zwei Stunden freundliche, beschwichtigende Worte tropften, mit denen er nichts anzufangen wußte. Sie hatte ihm geschrieben: ‚Kommen Sie schnell zurück.' Und mehr noch als die Erwartung, die er an diese Worte geknüpft hatte, reute ihn seine Freude über diese Zeilen, sein einfältiger Jubel, sein Vertrauen. Er wäre lieber aus gutem Grund unglücklich, als aus schlechtem glücklich gewesen. Er sagte es ihr, und sie wandte ihren Blick von dem Ruderer ab und sah ihn an.

„Mein kleiner Simon, so geht es allen Menschen. Sie sehen daraus, wie natürlich diese Forderung ist."

Sie begann zu lachen. Er war am Morgen wie ein Verrückter in der Avenue Matignon aufgetaucht, und sie hatte ihm sofort zu verstehen gegeben, daß dieser Brief nichts zu bedeuten hatte.

„Trotzdem", begann er wieder, „Sie sind keine Frau, die an jeden Beliebigen schreiben würde: ‚Kommen Sie schnell zurück'."

„Ich war allein", sagte sie, „und in einem sonderbaren Zustand. Ich hätte Ihnen tatsächlich nicht schreiben dürfen: ‚Kommen Sie schnell zurück', das ist wahr!"

Dennoch dachte sie das Gegenteil. Er war da, und sie war glücklich, daß er da war. So allein, sie war so allein gewesen! Roger hatte eine neue Geschichte (man hatte sie nicht im unklaren darüber gelassen) mit einer nichtssagenden, verrückten, jungen Person vom Film; er schien eher beschämt darüber, obwohl sie nie davon sprachen, aber er hatte in der Erfindung von Alibis eine Phantasie entwickelt, die ihm, wenn er zufrieden war, gewöhnlich abging. Sie hatte in dieser Woche zweimal mit ihm diniert. Nur zweimal. Tatsächlich, ohne diesen jungen Mann an ihrer Seite, der unglücklich war durch ihre Schuld, wäre sie selber außerordentlich unglücklich gewesen.

„Kommen Sie", sagte er, „gehen wir nach Hause. Sie langweilen sich."

Sie stand auf, ohne zu widersprechen. Sie hatte Lust, ihn bis zum Äußersten zu treiben und machte sich über diese Grausamkeit Vorwürfe. Das war die Kehrseite ihrer Traurigkeit, diese Grausamkeit, dieses unsinnige Bedürfnis, Rache an ihm zu nehmen, die er nicht verdiente. Sie bestiegen Simons kleines Auto, und er hatte ein bitteres Lächeln bei dem Gedanken, wie seine Phantasie sich diese erste gemeinsame Spazierfahrt ausgemalt hatte: Seine Hand in Paulettes Hand; er, nur mit der Linken steuernd, ein wahres Wunder an Geschicklichkeit, dieses schöne Gesicht, über ihn geneigt. Er streckte blindlings die Hand nach ihr aus, und sie nahm sie zwischen ihre. Sie dachte: ‚Werde ich denn nie, niemals eine Dummheit machen können?' Er hielt an; sie sagte nichts. und er blickte auf seine Hand. Sie lag reglos in Paulettes Händen, die leicht geöffnet, ganz bereit schienen, sie wieder loszulassen, die zweifellos gar nichts anderes wünschten, und er ließ den Kopf nach rückwärts sinken, plötzlich zum Sterben müde, darauf gefaßt, sie für immer zu verlieren. In diesem Augenblick war er um dreißig Jahre gealtert, er unterwarf sich dem Leben, und zum erstenmal hatte Paulette das Gefühl, ihn zu kennen.

Zum erstenmal empfand sie, daß er ihr verwandt war, ihr und Roger, nicht weil er verwundbar war. denn das hatte sie immer gewußt, und sie konnte sich niemanden vorstellen, der es nicht war. Sondern vielmehr, weil er befreit, entkleidet war von all dem Unterträglichen, was seine Jugend, seine Schönheit, seine Unerfahrenheit für sie gehabt hatten; er war in ihren Augen immer irgendwie ein Gefangener gewesen: ein Gefangener seiner Oberflächlichkeit, der Oberflächlichkeit seines Lebens.

Und hier saß er nun, den Kopf zurückgeneigt, und wandte nicht ihr, sondern den Bäumen dieses Profil zu, das Profil eines Sterbenden, der sich nicht mehr sträubte. Zu gleicher Zeit erinnerte sie sich an den lustigen, verblüfften Simon, dem sie im Morgenrock begegnet war, und sie empfand den Wunsch, ihn sich selber zurückzugeben, ihn endgültig zu vertreiben, und ihn damit einem vorübergehenden Kummer und tausend zukünftigen kleinen Freundinnen auszuliefern. Die Zeit würde ihn die Dinge besser und weniger rasch lehren als sie. Er ließ seine reglose Hand in ihrer liegen, sein Puls schlug gegen ihre Finger und plötzlich spürte sie Tränen aufsteigen und wußte nicht, ob sie über diesen zu empfindsamen jungen Mann oder über ihr ein wenig trauriges Leben weinte, sie hob seine Hand an ihre Lippen und küßte sie.

Er sagte nichts, fuhr wieder weiter. Zum erstenmal war etwas zwischen ihnen geschehen; er wußte es und er war noch glücklicher als am Tag zuvor. Sie hatte ihn ‚gesehen' – endlich, und wenn er töricht genug gewesen war zu denken, daß das erste Erlebnis zwischen ihnen nur eine Liebesnacht sein konnte, so hatte er sich die Schuld selber zuzuschreiben. Er würde viel Geduld brauchen, sehr viel Zärtlichkeit, und sicher sehr viel Zeit. Und er fühlte, daß er geduldig und zärtlich war und daß sein ganzes Leben vor ihm lag. Er dachte sogar, daß diese Liebesnacht, wenn sie käme, nur eine Etappe sein würde und nicht der Endpunkt, als die er sie gewöhnlich auffaßte; daß ihnen vielleicht Tage und Nächte, aber nie ein Ende gegeben sein würde. Und zugleich begehrte er sie heftig.

*

Madame van den Besh alterte. Bisher hatte sie auf Grund ihrer Natur und ihrer, man könnte es fast, zumindest bis zu jener unerhofften Heirat mit Jerome van den Besh, ‚Berufung' nennen – mehr



„Die eingangs geschilderten Gefühle, die ich seit langem für Sie empfinde, ermutigen mich heute"

männliche als weibliche Freunde gehabt, aber mit den ersten Anzeichen des Alters setzte bei ihr auch eine Einsamkeit ein, die ihr jeden Halt nahm und sie dem ersten besten oder der ersten besten in die Arme trieb. In Paulette fand sie eine ideale Gesellschaft, gerade wegen ihrer geschäftlichen Verbindungen. In der Wohnung in der Avenue Kléber war das Unterste zuoberst gekehrt, Paulette mußte jeden Tag vorbeikommen, oder fast jeden Tag, und Madame van den Besh fand tausend Vorwände, um sie zurückzuhalten. Außerdem schien diese Paulette, trotz ihrer offensichtlichen Geistesabwesenheit, sehr befreundet mit Simon zu sein und konnte, obgleich Madame van den Besh vergeblich nach dem geringsten Zeichen eines bestimmten Einverständnisses zwischen ihnen gesucht hatte, nicht umhin, ihr manchmal zuzublinzeln und Anspielungen zu machen, die zwar an Paulette abglitten, jedoch Simon außer sich brachten. Eines Abends hatte sie ihn so erlebt; bleich und entstellt hatte er sich plötzlich an sie geklammert und ihr – ihr, seiner Mutter! die ärgsten Mißhandlungen angedroht, wenn sie alles ‚verderben' würde.

„Was verderben? Wirst du mich loslassen? Schläfst du mit ihr oder nicht?"

„Ich habe dir schon gesagt: nein."

„Na also? Wenn sie nicht daran denkt, werde ich sie auf den Gedanken bringen. Das ist sehr gut für dich. Sie ist kein kleines Mädchen mehr. Du führst sie in Konzerte, auf Ausstellungen, Gott weiß wo-

hin . . . Glaubst du, daß sie das unterhält? Einfaltspinsel, du verstehst nicht . . ."

Aber Simon war schon hinausgegangen. Er war seit drei Wochen zurück und lebte von Paulette, für Paulette, von den paar Stunden am Tag, die sie ihm manchmal gewährte; er verließ sie immer im letzten Moment, hielt ihre Hand einen Augenblick zu lange in seiner, wie die romantischen Helden, über die er sich so lustig gemacht hatte. Er war auch sehr erschrocken, als seine Mutter am Tag, da der Salon fertig war, beschloß, ein Diner zu geben und Paulette dazu einzuladen. Sie fügte hinzu, daß sie auch Roger, ihren offiziellen Begleiter, einladen werde, und noch zehn andere Leute.

Roger nahm an. Er wollte einmal diesen kleinen Schönling aus der Nähe betrachten, der Paulette überallhin folgte und von dem sie mit einer Zuneigung sprach, die beruhigender für ihn war als jede Zurückhaltung. Außerdem hatte er Paulette gegenüber ein schlechtes Gewissen, denn er vernachlässigte sie seit einem Monat. Aber er war behext von Maisy, von ihrer Dummheit, ihrem Körper, von den schrecklichen Szenen, die sie ihm machte, von ihrer krankhaften Eifersucht, und schließlich von der unerwarteten Leidenschaft, die sie für ihn entwickelte und die sie ihm jeden Tag mit einer so vollkommenen Schamlosigkeit an den Kopf warf, daß er davon fasziniert war. Er hatte das Gefühl, in einem türkischen Bad zu leben; er dachte unklar, daß dies sicher das letztemal in seinem Leben war, daß er eine so elementare Leidenschaft erweckte, und er gab nach, er sagte Paulette ab — sie erwiderte: ‚Schön, mein Lieber, auf morgen' mit ihrer gleichmütigen Stimme — bevor er sich in dem kleinen, scheußlichen Boudoir wieder zu Maisy umdrehte, die in Tränen aufgelöst schwor, daß sie ihm ihre Karriere opfern würde, wenn er es wünschte.

Er beobachtete sich voller Neugier, fragte sich, wie lange er die Gemeinheit dieser Liaison noch ertragen würde; dann nahm er sie in seine Arme, sie begann zu gurren und er schöpfte aus den halb idiotischen, halb unanständigen Sätzen, die sie vor sich hinmurmelte, eine sinnliche Erregung, wie er sie selten gekannt hatte.

Dieser Simon, der Paulette in aller Bescheidenheit Gesellschaft leistete, war daher sehr bequem. Sobald er die Sache mit Maisy beendet hätte, würde er wieder die alte Ordnung herstellen und außerdem Paulette heiraten. Er verließ sich auf nichts mehr, nicht einmal mehr auf sich selber: Die einzige Sache, auf die er sich immer verlassen hatte, war die unzerstörbare Liebe von Paulette und, seit einigen Jahren, seine Anhänglichkeit an sie.

Er kam ein wenig zu spät, und nach dem ersten Blick war er sich darüber klar, daß dies genau die Art von Diner war, auf dem er sich zu Tode langweilen würde. Paulette warf ihm oft seinen Mangel an Geselligkeit vor, und tatsächlich kam er außerhalb seiner Arbeit mit niemandem zusammen, es sei denn zu einem ganz bestimmten Zweck, oder, wie bei Paulette und einem einzigen Freund, um zu reden. Er lebte allein, eine bestimmte Art mondäner Parties, die in Paris nur allzu beliebt waren, konnte er nicht ausstehen, und er hatte sofort Lust, ordinär zu sein oder wegzugehen. Es waren ein paar erwählte, in ihrem Beruf oder aus den Zeitungen bekannte und sicher äußerst liebenswürdige Leute da, mit denen man während des Essens über Theater oder Film reden würde, oder, was noch ärger war, über die Liebe und die Beziehungen zwischen Mann und Frau, ein Thema, das er mehr als alle anderen fürchtete; denn er hatte das Gefühl, daß er nichts davon verstand, oder daß er zumindest unfähig war, seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zu formulieren. Er begrüßte alle auf eine etwas schroffe Art, sein großer Körper wirkte ein wenig steif und, wie jedesmal, bewahrte er von seiner Ankunft den unangenehmen Eindruck, einen Luftzug verursacht zu haben. Ein nicht ganz falsches Gefühl übrigens, denn er brachte tatsächlich immer Unruhe in eine Gesellschaft.

Paulette trug das Kleid, das er liebte, schwarz, dekolletierter als die anderen, und als er sich zu ihr beugte, lächelte er ihr dankbar zu für das, was sie war: sie, für ihn die einzig Erkennbare an diesem Ort. Und sie schloß eine Sekunde lang die Augen und wünschte verzweifelt, er möge sie in die Arme nehmen. Er setzte sich neben sie, und erst in diesem Augenblick sah er Simon, dachte, daß er unter seiner Gegenwart leiden müsse und zog instinktiv seinen Arm zurück, den er um →

Paulettes Rücken gelegt hatte. Sie drehte sich um, und plötzlich, inmitten der allgemeinen Konversation, entstand ein Schweigen zu dritt, voll Leidenschaft bei den beiden Männern, ein Schweigen, das erst durch eine Bewegung von Simon unterbrochen wurde, als er sich vorbeugte, um Paulette Feuer zu reichen. Roger blickte die beiden an, er sah die lange Silhouette von Simon, sein ernsthaftes, ein wenig zu feines Profil über das ruhige Profil von Paulette geneigt, und er wurde von einer Art respektlosem Lachen geschüttelt. Sie waren empfindsam, zurückhaltend, er gab ihr Feuer, sie verweigerte ihm ihren Körper, alles mit feinen Nuancen und mit höflichen Worten: ‚Danke, nein danke.‘

Er gehörte zu einer anderen Rasse, ihn erwartete eine kleine Hure mit den allergewöhnlichsten Freuden und nach ihr die Nacht von Paris und tausend Begegnungen; dann, bei Morgengrauen, eine erschöpfende, fast manuelle Arbeit, mit Männern seines Schlages, todmüde wie er, deren Beruf er einmal selber ausgeübt hatte. Im selben Moment sagte Paulette: ‚Danke‘ mit ihrer ruhigen Stimme und er nahm ihre Hand, er konnte nicht anders, und preßte sie, um sie zu sich zurückzurufen. Er liebte sie. Dieser junge Bursche konnte sie in Konzerte oder in Museen schleppen, soviel er wollte, er würde da nicht zum Zug kommen. Er stand auf, nahm einen Whisky von einem Tablett, trank ihn in einem

„Ich wollte Sie um eine Zigarre bitten."

„Sofort."

Roger folgte ihm mit den Augen. Dann ging er zu Paulette, die mit einer Gruppe von Leuten sprach und nahm ihren Arm. Sie folgte ihm und fragte ihn sofort:

„Was hast du zu Simon gesagt?"

„Ich habe ihn um eine Zigarre gebeten. Was hast du befürchtet?"

„Ich weiß es nicht", sagte sie erleichtert, „du sahst wütend aus."

„Warum sollte ich wütend sein? Er ist ein Kind. Glaubst du, ich bin eifersüchtig?"

„Nein", sagte sie und schlug die Augen nieder.

„Wenn ich eifersüchtig sein müßte, so viel eher auf deinen Nachbarn zur Linken. Der ist wenigstens ein Mann."

Sie fragte sich eine Sekunde lang, auf wen er anspielte, dann verstand sie und mußte lächeln. Sie hatte ihn nicht einmal bemerkt. Für sie war das ganze Essen von Simon überstrahlt worden, dessen Augen wie ein Leuchtfeuer regelmäßig alle zwei Minuten über ihr Gesicht streiften und eine Sekunde zu lang ihren Blick suchten, den sie ihm manchmal überließ. Dann lächelte er, ein so zärtliches, so banges Lächeln, daß sie außerstande war, es nicht zu erwidern. Er war unendlich viel schöner, lebendiger als ihr Nachbar zur Linken, und sie dachte, daß



Zug aus und fühlte sich besser. Das Essen verlief so, wie er es vorausgesehen hatte. Er gab ein paar grunzende Laute von sich, versuchte zu reden und wachte erst wieder am Ende der Mahlzeit auf, als Madame van den Besh, sichtlich darauf erpicht, Roger aufzuklären, ihr fragte, ob er wüßte, mit wem X schliefe. Er antwortete, daß ihn das genausowenig interessiere, wie zu wissen, was X äße, daß es in seinen Augen genausowenig Bedeutung habe und daß man besser daran täte, sich mit der Küche der Leute zu befassen als mit ihrem Bett, weil ihnen das weniger Verdruß bereiten würde. Paulette begann zu lachen, denn er hatte auf diese Art die ganze bisherige Konversation verworfen, und Simon konnte nicht umhin, ihr nachzutun, Roger hatte zu viel getrunken, er schwankte etwas, als er aufstand, und bemerkte nicht, wie Madame van den Besh geziert auf einen Sessel neben sich klopfte.

„Meine Mutter möchte Sie sprechen", sagte Simon.

„Und Paulette muß Sie suchen?"

„Ich gehe zu ihr", sagte Simon und drehte sich auf dem Absatz um.

Roger packte ihn am Ellbogen. Er war plötzlich wütend. Der junge Mann sah ihn an, überrascht.

„Warten Sie... ich möchte Sie etwas fragen!"

Sie blickten einander prüfend an, und jeder von ihnen war sich bewußt, daß es nichts zu sagen gab, noch nicht. Aber Roger wunderte sich über seine zornige Geste, und Simon war so stolz darauf, daß er lächelte. Roger verstand und ließ ihn los.

Roger nichts davon verstünde. Im übrigen trat Simon jetzt zu ihnen und reichte Roger eine Kiste Zigarren.

„Danke", sagte Roger (er suchte sich sorgfältig eine aus), „Sie wissen noch nicht, was das ist: eine gute Zigarre. Das sind Freuden, die meinem Alter vorbehalten sind."

„Ich gönne sie Ihnen", sagte Simon, „mir graut davor."

„Paulette, der Rauch stört dich immer noch nicht? Übrigens werden wir bald nach Hause gehen", sagte er und wandte sich zu Simon, „ich muß früh aufstehen."

Simon reagierte nicht auf das ‚wir‘. ‚Das bedeutet, daß er sie vor ihrer Haustür absetzen wird, um dann zu seiner kleinen Dirne zu gehen und daß er mich hier ihrer beraubt.‘ Er sah Paulette an, glaubte den gleichen Gedanken in ihrem Gesicht zu lesen und murmelte:

„Wenn Paulette noch nicht müde ist ... ich kann sie später nach Hause bringen."

Beide Männer blickten sich an. Sie lächelte Simon zu und entschied, daß sie lieber nach Hause gehen wolle, es sei schon spät.

Im Auto sprachen sie kein Wort – Paulette wartete. Roger hatte sie aus einer Gesellschaft gerissen, auf der sie sich amüsiert hatte; er schuldete ihr eine Erklärung oder eine Entschuldigung. Vor ihrer Tür hielt er an, ließ den Motor laufen ... und sie verstand sofort, daß er nichts zu sagen hatte, daß er nicht hinaufkommen würde, daß es bei ihm nichts gewesen war als die Reaktion des vorsichtigen Besitzers. Sie stieg aus, murmelte: „Gute Nacht" und ging über die Straße. Er fuhr sofort weiter; er ärgerte sich über sich selber.

Aber vor ihrer Tür stand Simons Auto, und drinnen saß Simon.

Er rief sie an, und sie ging zu ihm, sehr erstaunt.

„Wie kommen Sie hierher? Sie müssen wie ein Narr gefahren sein. Und die Gesellschaft Ihrer Mutter?"

„Setzen Sie sich einen Moment herein", flehte er.

Sie flüsterten in der Nacht, als hätte irgend jemand sie hören können. Sie ließ sich geschickt in den kleinen Wagen gleiten und bemerkte, daß sie sich schon daran gewöhnt hatte. Auch an dieses vertrauensvolle Gesicht, das — ihr zugewandt — vom Licht der Straßenlampe in der Hälfte geteilt war, hatte sie sich gewöhnt.

„Sie haben sich nicht zu sehr gelangweilt?" sagte er.

„Aber nein ... ich ..."

Er war ganz nahe neben ihr, zu nah, dachte sie. Es war zu spät, um miteinander zu reden, und er hätte ihr nicht nachfahren sollen. Roger hätte ihn sehen können, all das war verrückt ... sie küßte Simon.

Ein winterlicher Wind kam in den Straßen auf, strich über das offene Auto, verwehte ihre Haare ineinander, Simon bedeckte ihr Gesicht mit Küssen; betäubt atmete sie diesen Geruch des jungen Mannes ein, seine Atemlosigkeit und die nächtliche Frische. Sie verließ ihn wortlos.

Beim Morgengrauen wachte sie halb auf, und wie im Traum sah sie die schwarze Masse von Simons Haar vor sich, das sich im heftigen Wind der Nacht mit ihrem mengte und zwischen ihren Gesichtern blieb wie eine seidige Schranke, und sie glaubte, noch seinen warmen Mund zu spüren, der über sie hinging. Lächelnd schlief sie wieder ein.

*

Jetzt war es zehn Tage her, daß er sie nicht gesehen hatte. Am Morgen nach jenem wirren, zärtlichen Abend, als sie ihn geküßt hatte, hatte er ein paar Zeilen von ihr erhalten, in denen sie ihm einschärfte, keinen Versuch zu machen, sie wiederzusehen. ‚Ich würde Ihnen weh tun und ich habe Sie zu liebgewonnen.' Er hatte nicht verstanden, daß sie weniger für ihn als für sich selber fürchtete; er hatte an ihr Mitleid geglaubt und sich nicht einmal darüber geärgert, sosehr suchte er nach einem Mittel, einer Vorstellung, die es ihm ermöglichte, einem Leben ohne sie ins Auge zu blicken. Er verstand nicht, daß diese Behutsamkeiten des Stils ‚ich würde Ihnen zu weh tun, es ist unvorsichtig usw.', sehr oft nur die Anführungszeichen einer Geschichte sind, die unmittelbar davor oder unmittelbar danach stehen, daß sie aber in keinem Fall entmutigend sind. Paulette wußte es auch nicht. Sie hatte Angst gehabt, und unbewußt wartete sie darauf, daß er sie holen und zwingen würde, sich lieben zu lassen. Sie konnte nicht mehr weiter, und die Monotonie der Wintertage, das ewige Vorbeiziehen der gleichen Straßen, die sie einsam von ihrer Wohnung zu ihrer Arbeit führten, das Telefon, das sie enttäuschte, sobald sie den Hörer abhob, so sehr verriet es die Abwesenheit und die Scham in Rogers Stimme, und schließlich die Sehnsucht nach einem langen, nie wieder gefundenen Sommer; all das machte sie wehrlos, passiv und ließ sie um jeden Preis herbeisehnen, ‚daß etwas geschah'.

Simon arbeitete. Er war pünktlich, beflissen und schweigsam. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, starrte Madame Alice mit einem abwesenden Blick an und strich zögernd mit einem Finger über seine Lippen ... Paulette, dieser letzte Abend, die schroffe und fast gebieterische Art, mit der sie ihren Mund auf seinen gelegt hatte, dann, ihr zurückgebogener Kopf und ihre beiden Hände, die sein Gesicht sanft an ihres drückten, der Wind ... Madame Alice hüstelte, dieser Blick machte sie verlegen, und er lächelte ein wenig. Paulette hatte sich für ein paar Augenblicke gegen ihren Kummer aufgelehnt, das war alles. Er hatte danach nicht versucht, ihr zu folgen; vielleicht hatte er Unrecht gehabt? Er ging zehn, zwanzig Mal die kleinsten Geschehnisse der letzten Wochen durch, ihre letzte Spazierfahrt im Auto, diese schrecklich langweilige Ausstellung, von der sie geflüchtet waren, das teuflische Diner bei seiner Mutter . . . und jedes wiederauftauchende Detail, jedes Bild, jede Vorstellung vermehrte sein Leid. Inzwischen vergingen die Tage, er gewann Zeit, oder verlor sein Leben, er wußte nicht mehr, woran er war.

Fortsetzung im nächsten Heft



Der letzte Liebesdienst an einem Todgeweihten brachte einem Engländer einen Prozeß vor Gericht

Tötet mich, denn ich muß sterben

Es gab einen heftigen Zusammenstoß dreier Autos, dem Sekunden später eine Explosion folgte. Flammen schlugen aus einem Lastwagen; schwarze Rauchwolken vermengten sich mit dem dichten Nebel, der am 11. September 1959 über der Gemeinde Saxilby bei Lincoln in Nordostengland lag.

Der erste, der sich durch den beißenden Qualm zum Führerhaus des brennenden Lastwagens durchschlug, war der 37 Jahre alte William Marsland, der mit drei Kollegen unterwegs zur Arbeit war. Es gelang ihm, die eingedrückte Wagentür zu öffnen, und er sah, wie der Fahrer — es war der 21 Jahre alte John Fox — zwischen dem Steuerrad, dem Sitz und der Rückwand eingeklemmt war und sich nicht bewegen konnte. „Können Sie mich herausholen?" fragte Fox heiser, „ich glaube, ich sitze ganz schön fest." — „Wir holen Sie ganz bestimmt raus, keine Angst", sagte Marsland. Aber er und seine drei Begleiter schafften




Freispruch *für William Marsland. Er schlug den Fahrer des brennenden Lastautos (linkes Bild) aus Barmherzigkeit bewußtlos, um ihm das schreckliche Ende zu ersparen*

es nicht, und Fox wußte, daß sie es nicht schafften. Er schloß stöhnend vor Schmerzen die Augen. Der Motor des Autos, der bisher noch gelaufen war, stand plötzlich still, und die Flammen leckten durch die zertrümmerte Windschutzscheibe. Der Kopf des gefangenen Fox verschwand in schwarzen Rauchschwaden.

Marsland und seine Freunde hörten seine erstickte Stimme: „Ich verbrenne, ich weiß, daß ich hier verbrenne. Wenn Sie was für mich tun wollen, dann schlagen Sie mich tot; schlagen Sie mich wenigstens k. o. Sie müssen mir helfen." Marsland sah seine drei Begleiter verzweifelt an, doch er fand keine Antwort in ihren Gesichtern. Hilfe gab es nicht mehr. Da holte er aus und schlug ihm mit aller Kraft ins Genick. Fox wurde bewußtlos, und Marsland sah, wie in diesem Augenblick das Feuer nach seiner Jacke griff und an seinen Beinen entlangsprang.

Dieser Tage entschied ein Gericht, daß es ein Unglücksfall war. Marsland wurde von jeglicher Schuld freigesprochen. Ein Pathologe hatte als Sachverständiger festgestellt, daß am Genick des John Fox keine tödlichen Verletzungen vorhanden waren. Der Vater des John Fox gab Marsland noch dem Prozeß die Hand und sagte, er sehe in ihm einen Mann, der seinen Sohn vor dem Entsetzlichsten bewahrt habe.

Die Russen verstehen es besser

Fortsetzung von Seite 26

Masse der Industriearbeiter auf einen Standard zu heben, der der europäischen Industriegesellschaft etwa entspricht? Wir glauben, daß diese Frage für Indiens Zukunftsplanung sehr wichtig ist."

Der Dolmetscher übersetzte. Gospodin Goldin blickte auf seine Papiere. Ein Russe schrieb unsere Worte mit, ein Inder auch.

Dann flüsterte der Chefingenieur mit seinem Nachbarn, dann mit dem Dolmetscher. Ein dritter Russe sagt etwas dazwischen, das ich nicht verstehe, und die anwesenden Inder auch nicht.

Der Dolmetscher räuspert sich und sagt schließlich: „In der Sowjetunion dauert dieser Prozeß 12 Monate, wenn eine gründliche Schulbildung vorausgegangen ist. Hier in Bhilai arbeiten wir mit den indischen Arbeitern ausgezeichnet zusammen."

„Die Inder haben im allgemeinen noch keine gründliche Schulausbildung. Und wir meinen die indischen Verhältnisse", sagt Gill, „nicht die russischen. Sie müssen doch hier schon einige Erfahrungen haben."

Die Russen beraten wieder tuschelnd. Ich kenne diese Interviews, die keine sind. Ich fühle mich plötzlich wie in Rußland. Ein Gespräch mit dem Direktor einer Maschinenfabrik würde nicht anders verlaufen.

„Unser Hochofen", sagt Gospodin Goldin, „produziert zur Zeit bereits mehr, als ursprünglich für die Kapazität vorgesehen war. Mit Hilfe unserer indischen Techniker produzieren wir bereits Übersoll."

Die Inder nicken. Der russische Chefingenieur deckt uns mit einer Salve Produktionszahlen zu.

Gill versucht es noch einmal: „Wir waren am Bakra-Nagal-Damm, oben im Himalaja. Sie wissen, es wird der höchste Staudamm der Welt. Ein Amerikaner baut ihn, Mr. Slocum. Er ist der Weltmeister im Zementverbrauch. Er hat schon 20 Dämme gebaut. Er hat, genau wie Sie, Gospodin Goldin, Erfahrungen mit seinen indischen Mitarbeitern sammeln können. Mr. Slocum sagte uns auf die gleiche Frage, die wir Ihnen stellen, er glaube, daß die Inder noch mindestens eine Generation brauchten, um sich zu den technisch gebildeten Nationen zählen zu können. Das ist eine sehr knappe Zeit, fast so wenig, wie die russische Nation braucht, um den Westen einzuholen und ihn teilweise zu überflügeln. Ich denke an Sputnik."

Auf den Gesichtern der Russen lächelt der Stolz.

„Wir haben viel geschafft", sagt Gospodin Goldin, „aber ich glaube, daß auch die Inder viel schaffen werden."

Die Inder lächeln, die Russen lächeln, wir machen freundliche Gesichter. Aber mir ist, als durchpuste uns die Klimaanlage mit sibirischem Eiswind.

Wir stellen keine weiteren Fragen, denn wir bekommen keine Antworten, sondern nur Sprüche. Es ist immer dasselbe – wie in Rußland.

Wir fahren zum Werk hinüber, vorbei an endlosen Lagerhallen und einer unübersehbaren Hüttenstadt, die sich hinter dem Damm eines Stausees duckt. Es sind die Strohhütten der Tausende indischer Arbeiter, die mit ihren Familien aus allen Teilen Indiens hierhergekommen sind, weil das Stahlwerk ihnen Brot und Lohn bringt.

„Die Häuser für sie sind bereits im Bau", sagt unser kleiner, geschniegelter „Presseoffizier", „wir hatten bisher noch keine Zeit für die Gestaltung der neuen Siedlungen."

Das Stahlwerk selbst wirkt robust, so handfest wie die Russen sind. Hier jubiliert nicht die Technik. Hier wurde kein Architekt um Formvollendung gefragt. Hier wurde etwas hingestellt, was technische Lehrbücher als erprobt bezeichnen. Da ist kein technisches Wagnis, keine Idee, die faszinieren könnte. Aber es funktioniert.

Zwei Tage später werde ich vor dem deutschen Stahlwerk stehen. Es wird

1000 Kilometer weiter östlich errichtet. Ich werde Kulifrauen Glasplatten schleppen sehen, mit denen der Damm der Industriebahn bepflastert wird, damit sich das Auge erfreut. Und ich werde deutsche Ingenieure über den Unverstand der Inder klagen hören, die sich bisher vergebliche Mühe geben, Asiens modernstes Stahlwerk zu dirigieren.

Die Russen aber schweigen. In den 26 Stunden, die ich in Bhilai verbringe, höre ich kein russisches Wort der Kritik, kein einschätzendes Urteil.

Ich begegne ihnen an den Koksbatterien, wo sie still hinter ihren indischen Schülern stehen. Ich sehe sie hoch oben an den Gerüsten der neuen Werkshallen, wo sie mit ruhiger, geduldiger Hand die indischen Kranführer einweisen. Und ich treffe sie beim Anstich des Hochofens. Sie haben den Hut in den Nacken geschoben. Die Zigarette verglimmt achtlos zwischen den Fingern. Sie arbeiten.

Und wüßte ich nicht, daß es Russen sind, könnte ich sie von deutschen und amerikanischen Ingenieuren nicht unterscheiden.

Es ist eine neue Internationale der Techniker, die die Grenzen unserer alten Welt gesprengt hat. Sie bemühen sich nicht um Ideologien, sondern nur um Formeln. Sie fragen uns nicht, woher wir sind und warum wir sie fotografieren. Sie haben keine Zeit. Sie blicken im Kontrollraum nur auf die Manometer, ob die Zeiger nicht die rote Marke überschreiten. Dann gehen sie wieder nach draußen und stecken sich eine neue Zigarette an, von der sie nur ein paar Züge rauchen.

Als wir uns von ihnen verabschieden, tippen sie mit zwei Fingern an den Hutrand. Und ihre Gesichter sagen: Wir machen Stahl, was soll's?

*

Unser Jeep bringt uns zurück ins Hotel.

Es ist spät geworden. Wir sind in Eile. An der Hoteltür hatten wir mittags ein Plakat entdeckt: „Heute abend Tanz (Moderne Musik)". Wir versprechen uns etwas davon. Ein blitzschneller Ober serviert Boeuf Stroganoff, das vorzüglich nach russischer Küche schmeckt. Nach einem Liter Zitronensaft, in dem Eisstücke wohlig zerschmelzen, begeben wir uns in die Gesellschaftsräume, die der indische Architekt des Hotels, einem eigenwilligen Einfall folgend, durch eine weitgeschwungene Treppe direkt mit dem Speisesaal verbunden hat. Der Geruch des köstlichen Boeuf Stroganoff folgt uns nach.

Kinder tollen vergnügt umher, Mütter plaudern, drei russische Damen tragen Abendroben. Kunstledersessel laden uns ein.

Ich trete ans Fenster, um die Abendluft zu genießen. Ich blicke hinüber zum gegenüberliegenden Hotelflügel. Russische Mütter knöpfen die Wäsche von der Leine, die sie heute morgen gewaschen haben. Sie wohnen mit ihrer Familie in zwei Hotelzimmern. Sie haben, was ich bei Europäern noch nie in Indien sah, keine indischen Diener. Sie machen alles allein.

Ein Wiener Walzer. Zwei russische Ingenieure, muskulöse Gestalten in Turnhemden, fordern zwei russische Damen auf. Sie vergnügen sich im Walzertakt. Dann klingt ein Foxtrott auf. Und es werden drei Paare, die sich im lauwarmen Rhythmus um die Ventilatoren drehen. Die Inder klatschen nach jedem Tanz. Der Abend bleibt eine rührende sowjetrussische Familienszene. Nach einer Stunde verabschieden wir uns ins Bett.

*

Sieben Stunden später sitze ich im Bombay-Kalkutta-Expreß. Er bringt mich nach Rourkela, dem deutschen Stahlwerk, der größten deutschen Siedlung in Indien. Ich habe mir eine Zeitung gekauft, die der Zug aus Bombay mitgebracht hat. Auf der ersten Seite lese ich, was uns gestern Gospodin Goldin, der russische Chefingenieur, erzählt hat. Es ist eine Erfolgsmeldung. Sie erzählt von dem Übersoll, das die Hochöfen von Bhilai unter russischer Leitung erzielt haben.

→

Die Russen verstehen es besser

Ich lege das Blatt beiseite.

„Sie sind Deutscher?" spricht mich ein Inder an, der mit uns das Abteil teilt. Er spricht deutsch mit Frankfurter Akzent. Er ist Journalist, hat in Deutschland studiert. „Sie waren in Bhilai, wie hat es Ihnen gefallen?"

„Imponierend", sage ich vorsichtig.

„Die Russen verstehen es besser als Ihre Landsleute", sagt er. „Sie fahren nach Rourkela?"

„Ja", sage ich.

„Na, dann lesen Sie das mal." Er zieht einen Zeitungsartikel aus seiner kunstledernen Aktentasche. Es ist ein Bericht aus einer kommunistisch-orientierten Zeitung, die eine der größten Auflagen in Indien hat. Ich lese die Überschrift:

„Baustelle zur Erzeugung von Bastards?"

Ich lese weiter: „237 Meilen südwestlich von Kalkutta am Fluß Koel in Orissa liegt das kleine Dorf Rourkela, das dabei ist, sich in eine große Stahlstadt umzuwandeln. Weltberühmte Baufirmen aus Westdeutschland helfen den Indern, ein Stahlwerk mit einer Kapazität von einer Million Tonnen Stahl im Jahr zu bauen. Da viele Firmen an diesem Werk beteiligt sind und jede Firma ihre eigene Vorstellung von der Anlage hat, so bereitet das endgültige Bild einiges Kopfzerbrechen ...

„So wie in Rourkela gebaut wird, kann sogar ein Anfänger sagen, daß das ein Mißerfolg wird ...

Aber wir haben nicht so viel Sorge um die Kohle, das Eisenerz und die Kalksteine. Das wird durch die Schmelztiegel gehen und zu Stahl verarbeitet werden. Wir machen uns Sorgen um die indischen Frauen ...

Man berichtet uns, daß hier in Rourkela ein großes Stahlwerk errichtet wird, aber dem Besucher mit offenen Augen erscheint es als ein großes Gemeinschaftsprojekt für die schamloseste Prostitution in der Welt. Man sieht christliche Adivassi-Frauen (Eingeborene) aus den deutschen Autos steigen, gekleidet in Saris, geschminkt und mit hochhackigen Schuhen. Sie sehen aus wie ägyptische Prostituierte ...

Schon ist eine Anzahl hellhäutiger Christenkinder geboren worden. Und bis das Werk errichtet sein wird – wenn es überhaupt einmal fertiggestellt wird – hat Rourkela eine blühende Gemeinde unehelicher indogermanischer Kinder."

Es geht noch ein paar Seiten in diesem flotten Stil weiter. Ich höre auf zu lesen.

„Sie glauben das nicht?" fragt mein Gegenüber.

„Nein", sage ich, „ein kommunistischer Artikel."

„Nicht unbedingt", sagt der Inder, „das Gefährliche daran ist, daß ein – wie sagt man bei Ihnen?"

„... ein Körnchen Wahrheit."

„Ja, ein Körnchen Wahrheit ist darin. Für Ihre Landsleute ist Rourkela das größte Projekt im Ausland, das bisher verwirklicht wurde. Und den Deutschen fehlt wohl noch etwas Erfahrung. Die Russen sind viel disziplinierter."

Er sieht mich an: „Ich weiß, was Sie denken: Die Russen stehen unter strengerer Kontrolle. Sie haben ihre Funktionäre mit. Die halten sie an der ..."

„Kandare", sage ich.

Er nickt: „Wenn da einer Ärger macht und ..."

„... aus der Reihe tanzt", sage ich.

„Ja", sagt er, „dann hat er am nächsten Tag seinen Flugschein nach Hause. Und was ihm dann zu Hause passiert – das wissen Sie sicher besser als ich."

„Und dann kommt noch etwas hinzu", sagt der Inder, „die Russen haben ihre Familien mit. Die Deutschen in Rourkela leben meistens als ..."

„Strohwitwer."

„Das gibt natürlich ganz andere Spannungen und viel mehr Unzufriedenheit."

„In Rourkela gibt es aber auch deutsche Frauen", sage ich.

„Gewiß", sagt er, „aber die russischen Ehefrauen, die haben kein Dienstpersonal. Sie machen ihren Haushalt allein."

„Die Deutschen aber geben, indem sie Personal anstellen, mehr Indern Arbeit. Schließlich bezahlen sie es von ihrem Gehalt", sage ich.

„Schon", sagt er, „aber was wirkt nach außen besser? Die Russen sind einfach bescheidener. Der Lebensstandard, den sie hier vorfinden, gleicht dem, den sie



Der Leiter des „Deutschen Klubs" *in Rourkela, Sperling, betätigte sich vor unseren Augen als Jäger. Als wir Herrn Sperling besuchten, kam plötzlich unser Fahrer mit angstverzerrten Zügen ins Haus gelaufen. „Very poison!" „Sehr giftig! Sehr giftig!" schrie er immer wieder und zeigte nach draußen. Wir dachten sofort an eine Kobra, durch deren Biß jährlich 30 000 Inder sterben. Aber es war nur eine Eidechse, eine harmlose, wie Kenner uns später sagten*

auch zu Hause haben. Und Ihre deutschen Landsleute — ich habe es selbst gesehen, — haben zu Hause einen höheren Lebensstandard. Sie fühlen sich hier, bei uns in Indien, nicht wohl."

*

Rourkela liegt nur eine D-Zug-Nacht vom russischen Bhilai entfernt. Die Landschaft hier ist gesegneter. Eine sanfte Hügelkette trennt die neue Stadt, die vor ein paar Jahren noch ein Dschungeldorf war, vom Stahlwerk, das schon auf den ersten Laienblick moderner aussieht. Hier hat man auch an technische Schönheit gedacht.

Wir wandern durch das Werk. Um uns sind Heimatlaute. Aber die deutschen Monteure sehen nicht viel anders aus als ihre russischen Kollegen: muskelstarke junge Burschen. Sie schuften und schwitzen. Sie packen zu und lernen die Inder an. Und sie haben keine Zeit zum Reden.

Am Abend kann ich sie im deutschen Club treffen.

Die Sonne ist hinter den Bergen von Rourkela versunken. Zwischen den Hügeln steht die Feuerlohe des Stahlwerks. Eine lauwarme Nacht. Es wispert in den dunklen Straßen. Ich trete vor die Tür unseres Gästehauses, in dem aufmerksames, trinkgeldfreudiges Personal uns bedient hat.

Rikschakulis umdrängen mich.

„German Club, Sir", sagt der erste, „drei Rupies."

„Sir, zwei Rupies", sagt der zweite.

„Sir, ich ganz schnell", der dritte. Er deutet auf seine strammen Waden.

Der vierte betont: „Sir, ich Licht an Fahrrad."

Es sind Fahrradrikschas, chromglänzend, bunthewimpelt. Für ihre Besitzer ist der Transport ein gutes Geschäft. In Rourkela, der Goldgräberstadt, sind die Preise doppelt so hoch wie in anderen indischen Städten.

Ich entscheide mich für das Rikscha, das Licht am Fahrrad hat. Wir zuckeln durch die einsamen Straßen der deutschen Siedlung. Ich habe Zeit, in die Fenster der Bungalows zu blicken. Ihre Gardinen sind deutsch drapiert. Und hinter den Scheiben wohnt anheimelnde Gemütlichkeit.

Ich zwänge mich im deutschen Club durch die Tische, die am Rande des Schwimmbades stehen. Ich gehorche den einladenden Gesichtern, die mich, den fremden Deutschen, anlächeln. In Rourkela kennt sonst jeder jeden. Ich setze mich an den nächsten Tisch.

Sie nehmen erst einen tiefen Schluck aus dem Bierglas, ehe sie mir antworten, der verwitterte Werkmeister, der polternde Junge und der abwägende Monteur, der schon ganz Asien kennt. Er ist schon, mit Kriegsunterbrechung, seit zwanzig Jahren auf Auslandsmontage. Und in seine deutschen Worte fließen englische Vokabeln ein.

„Man muß auch die Inder verstehen", sagt der Werkmeister, „woher sollen sie es denn wissen?"

Wir trinken noch ein Bier.

Der Junge, der schon mehr Bier getrunken hat, schlägt auf den Tisch. „Scheiße", sagt er, „hier kann man doch verrückt werden. Ich will Ihnen eins sagen. Heute morgen, da habe ich mit so einem Inder zusammengestanden. Ein studierter Mann, er trug ein feines weißes Hemd. Ich habe ihm gesagt: ‚So mußt du es machen, mein Junge'. Ich habe es ihm gezeigt. Wissen Sie, was er gesagt hat? Er hat gesagt: Dazu sei er nicht da, es wäre nicht sein Job. Er sei schließlich Ingenieur."

„Ich habe ihn angesehen", sagt der Junge, „und nicht sehr freundlich. Gar nicht freundlich." Der Alte legt dem Jungen die Hand auf die Schulter.

„Ich hab' ja nichts gesagt", sagt der Junge, „ich hab's ja runtergeschluckt. Und dann habe ich es selber gemacht."

*

Ein Rikscha bringt mich hinüber zum Bungalow des Clubleiters. Er ist ein drahtiger junger Mann, offen und von zupackender Art.

„Herr Sperling, warum sind Sie hier? Hier zu arbeiten, das ist doch keine reine Freude?"

„Weiß Gott nicht", sagt er, „aber ..." Er sieht mich an. „Das mag vielleicht für Sie pathetisch klingen. Aber hier in Indien, da gibt es für uns noch was zu tun. Und wenn wir hier nichts tun, dann Gut' Nacht Marie!"

Wir blicken hinüber zum deutschen Club, der wie ein Perlenkollier in der


Weiter auf Seite 92


INTERNATIONALES
NIVEAU
Genießen Sie die köstliche Geschmacksfülle des ECKES-Edelkirsch —
aus dem Saft sonnenreifer Maraska-Kirschen
— herbfruchtig und voll Feuer.
ECKES Edelkirsch
... schafft Atmosphäre und beweist Niveau
1857
ECKES
Edelkirsch

Deutschland deine Sternchen

MARINA ORSCHEL · ELMA KAR… · HANITA HALLAN · INGRID VAN BER…
KARIN BAAL · MARGIT NÜNKE · … ANE MAYBACH · MARINA ORSCHEL · E…
HANITA HALLAN · INGRID V… EN · KARIN BAAL · … GIT NÜNKE · CH…
MARINA ORSCHEL · ELM… OWA · HANITA HAL… · INGRID VAN BER…
KARIN BAAL … ORSCHEL · E…
MARINA … ELMA KARLOWA · HANITA HALLAN · INGRID VAN BER…
KARIN BAAL · MARGIT NÜNKE · CHRISTIANE MAYBACH · MARINA ORSCHEL · E…

Petronius



Zum Vertragsabschluß *mit der Berliner Inter-West-Film, die Karin Blauermel als Partnerin von Horst Buchholz engagieren wollte, brachte die Fünfzehnjährige ihre Großmutter mit. Unter dem Namen Karin Baal hat das Mädchen in drei Jahren eine unwahrscheinliche Karriere gemacht*

Der Film holt sich ein Mädchen vom Hinterhaus

Dies ist ein Bericht, der von allem abweicht, was bis heute über Film und Filmnachwuchs geschrieben wurde. Hier wird nicht von dem Märchenland erzählt, in dem die Wohlanständigkeit ihren verdienten Lohn erhält, in dem sich arme Aschenbrödel auf wunderbare Weise in strahlende Prinzessinnen verwandeln und ein Leben in Glück und Reichtum führen. Hier wird berichtet, wie hart und gnadenlos der Weg nach oben ist und wie teuer Deutschlands junge Filmstars für den Ruhm, der ihr höchstes Ziel ist, bezahlen müssen. Der Tatsachenbericht „Deutschland — deine Sternchen" spielt in einer Wirklichkeit, die in keinem Magazin zu finden ist.

„Hat der Fleischer nich gemerkt!" — Karin Baal, nachdem sie eine Handvoll Würste geklaut hatte

Das meistbeschäftigte Filmsternchen der Kinosaison 1959/60 heißt nicht Romy Schneider und auch nicht Johanna von Koczian, sondern Karin Baal.

Die neunzehnjährige Karin Baal wird in dieser Saison — also innerhalb eines Jahres — acht Hauptrollen in deutschen und italienischen Filmen spielen und steht damit, was ihre Beliebtheit bei den Produzenten anbetrifft, an der Spitze aller deutschen Schauspieler. Sie verlangt und erhält pro Film zwischen 40 000 und 60 000 Mark.

*

Die Karriere dieser Karin Baal hat vor dreieinhalb Jahren ihren Anfang genommen, am Vormittag des 27. März 1956.

Karin Baal hieß an diesem Tag noch Karin Blauermel und war das, was die Berliner Jugend eine „vergammelte Schnalle" nennt: muffig, unansehnlich,

zottelig und offenbar dumm wie die Nacht.

Sie trug eine alte, durchgescheuerte Skihose ihres zwei Jahre jüngeren Bruders Werner, ein ehemals weißes Jungenoberhemd, darüber einen billigen und ganz außerordentlich schmutzigen Duffle-Coat von ehemals hellbeiger Farbe. Und sie war ein Meter achtundfünfzig groß und fünfzehneinhalb Jahre alt.

Ihre Mutter arbeitete für einen Stundenlohn von 2,60 Mark als Glühlampenfertigerin bei der Firma Osram in Nachtschichten. Ihren Vater kannte sie kaum noch – er hatte sich schon 1947 von Frau Blauermel scheiden lassen und irgendwo im Ruhrgebiet eine andere geehelicht.

Die ärmlich möblierte Dreizimmerwohnung in einem Hinterhaus, in der Triftstraße im Berliner Arbeiterviertel Wedding, wurde von der Großmutter, einer verhärmten und verarbeiteten Frau, in Ordnung gehalten.

Karin Blauermel führte ein besonders armes Leben. Es erschöpfte sich in einem stumpfsinnigen, siebenjährigen Schulbesuch, im Bemalen und Verkaufen kleiner Ansichtspostkarten zu Ostern und zum Muttertag an fremden Türen und in sonntäglichen Besuchen bei einem Onkel Friedhofswärter im Ostsektor, wo das Kind trostlosen Spielen zwischen den Gräbern nachging.

Die Blauermels waren eine der unbeachtet auf Hinterhöfen dahinlebenden Arbeiterfamilien, wie es Tausende nach dem Krieg gab, als die Männer nicht mehr zurückkamen. Die Blauermels hatten wenig Kontakt zu der Nachbarschaft, und in der Volksschule war die kleine Karin selbst den anderen armen Kindern zum Spielen zu arm.

Sie hatte keine Freundinnen, wie andere Mädchen, und das einzige, wozu sie gut schien, war Zielscheibe sein für die ersten Schneebälle im Winter. Aber auch das ertrug sie mit dumpfem Gleichmut, sprach mit niemandem und wurde niemals angesprochen.

Weil Karin sich stundenlang damit beschäftigte, kleine Zeichnungen zu kritzeln, beschlossen Mutter und Großmutter, sie in eine Zeichenschule zu stecken, wo sie den Beruf einer Modezeichnerin erlernen sollte: den Beruf, den alle jungen Mädchen ergreifen wollen.

So kam Karin nach vier Jahren Volksschule und drei Jahren Oberschule (praktischer Zweig) in die private Zeichenschule Lübcke in der Steglitzer Schloßstraße, direkt neben dem Rathaus.

Sie kam scheu und verlegen an und wurde in eine Klasse geschoben, wo man sich von der ersten Minute an nicht um sie kümmerte, denn sie war wirklich zu schäbig angezogen und gebrauchte ihren Mund offenbar nur zum Essen.

Wenn die Mädchen sich in den Pausen auf die Toilette zurückzogen, Zigaretten rauchten und ihre Erlebnisse vom Vorabend erzählten, blieb Karin Blauermel allein. Man hielt sie für doof und – was schwerer wog – für „unerfahren“.

Dabei wußte Karin Blauermel genau Bescheid. Sie wußte schon in der Oberschule, als Vierzehnjährige, daß ihre gleichaltrigen Klassenkameradinnen Verhältnisse mit erwachsenen Männern hatten, daß es zwei vierzehnjährige „Favoritinnen“ in der Klasse gab, die sogar Buch führten über ihre „Erfolge“.

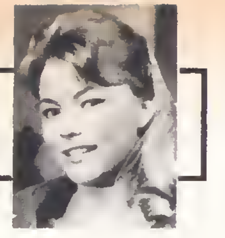
Einmal kam Karin Blauermel durch Zufall mit einer Klassenkameradin ins Gespräch, die sich rühmte, einen „festen Freund“ unter den französischen Soldaten im Tegeler „Quartier Napoléon“ zu haben.

Als Karin Zweifel äußerte, führte die Klassenkameradin sie in den Stadtpark Reinickendorf und dort unter die tiefhängenden Zweige einer Tanne, drei Meter vom Fußweg, wo sie französische Zigarettenkippen aus dem Boden kratzte, die beweisen sollten, daß sie hier mit ihrem Soldaten gelegen habe.

Soviel über Karins Kenntnisse des Lebens, als der Film nach ihr rief.

„Der Film“ rief in der ihm eigenen Weise mit einer Schlagzeile auf der ersten Seite des Berliner Massenblattes „B. Z.“: „*Partnerin für Horst Buchholz gesucht!*“

Die Zeichenklasse – wie übrigens alle Berliner Mädchenschulklassen an diesem



Vormittag des 27. März 1956 – war kaum noch zu bändigen. In der Pause ging die „B. Z." an Stelle der üblichen Glimmstengel auf der Toilette durch alle Hände.

Die Inter-West-Film, so lasen die Mädchen, suchte eine Unbekannte für den geplanten Film „Die Halbstarken". Ein Mädchen, das auf keinen Fall die Schauspielschule besucht haben durfte. Mit einem Wort: Eine „Halbstarke".

Die erste wurde aus dem Haufen herausgefischt, in einem Vorzimmer fotografiert und zu Regisseur Georg Tressler ins Büro geschoben.

Es war, gelähmt vor Angst und Überraschung, Karin Blauermel.

„Wie heißen Sie, mein Fräulein?" fragte der charmante Wiener Tressler.

Sie wisperte ihren Namen.

Die um Tressler herumstanden – der Produzent, der Produktionsleiter, ein



10 Pf

B. Z.

Nr. 75 · 80. Jahr / Berlin, Mittwoch, 28. März 1956

Der Film lockte; es meldete sich:

700 mal Marina Vlady

Mehr als 700 junge Mädchen zwischen 16 und 19 trudelten gestern nachmittag bei Interwest-Film ein, um eine der ausgeschriebenen Rollen für den Film „Die Halbstarken" zu ergattern. 50 davon, denen man zutrauen konnte, eine Rolle à la Marina Vlady zu spielen, zog Regisseur Georg Tressler in die engere Wahl. „Das Mädchen, das ich mir für die Rolle der süß-sündigen Sissy erträumt habe, ist mindestens fünfmal dabei", sagte der Wiener Regisseur nach diesem anstrengenden Tag. Jetzt kommen die Probeaufnahmen.

Die meisten Mädchen hatten keine Theater-Erfahrung. „Nur einmal habe ich in der ... und Josef' die Maria ... gespielt", so

In der Zeitung *fand sich Karin Blauermel wieder, nachdem sie eine Freundin zur Inter-West-Film begleitet hatte. Ohne daß sie es wollte, war sie plötzlich entdeckt*



Auf der Mülltonne *vor der elterlichen Haustür in einem Hinterhof am Wedding präsentierte sich Karin Blauermel den ersten Fotografen. Sie hatte noch nie eine Friseurstube von innen gesehen*

Na, das glaubten sie alle spielen zu können. Eine Halbstarke, Kunststück!

Da war ein Mädchen namens Uschi, das von den anderen ein bißchen gemieden wurde – so wie Karin –, weil sie mit einem Neger-Sergeanten aus den amerikanischen Kasernen in Lichterfelde ging.

Diese Uschi wandte sich an Karin Blauermel: „Warum gehst'n du nich' da hin, Mensch!"

„Ich?"

„Na klar!"

„Geh du doch!"

„Ich?"

Sie redeten hin und her, und als die Uschi sagte, daß sie nur gehen würde, wenn Karin mitkäme, da machte Karin mit. Sie wäre sonstwohin gegangen dafür, daß jemand mit ihr sprach.

Die Inter-West-Film hatte ein Tonstudio geräumt, weil man mit dreißig, vierzig oder auch fünfzig Mädchen rechnete, die sich vorstellen würden.

Es kamen siebenhundert.

Es kam, aus Reinickendorf, eine ganze Schulklasse anmarschiert. Die Filmleute gerieten in allerärgste Bedrängnis. Bald roch es in dem engen, lüftungsarmen Tonstudio wie in einem Affenstall. Die jungen „Damen" – durchweg echte Halbstarkentypen – wurden unruhig.

Aufnahmeleiter – hielten sich die Augen zu und machten dem Regisseur ein Zeichen: Weiter, um Gottes willen! Was wollen Sie denn mit dieser Kellerassel?

„Darf ich mal?" fragte Tressler, hob sachte ein Büschel Haare hoch, das Karin Blauermel tief über die Augen herabhing.

„Frisieren Sie sich immer so?"

„Was?"

Sie druckste herum, bis es sich herausstellte, daß sie in ihrem fünfzehnjährigen Leben noch nie eine Friseurstube von innen gesehen hatte. Hier stand eine, die sich ihr Haar mit der berühmten Gartenschere abschnitt. „Kein Geld . . ." murmelte Karin Blauermel verschämt.

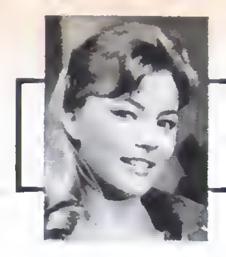
„Und warum wollen Sie zum Film?" Diese Frage wollte der Regisseur jeder stellen, sie interessierte ihn privat.

Karin zuckte die schmalen Schultern. Sie nuschelte irgend etwas. Schließlich murmelte sie: „Ich bin ja mit 'ner Freundin gekomm'n . . . Ich will gar nischt."

„Ach so!" riefen die Filmleute erlöst und schoben sie schnell wieder zur Tür hinaus. Sie hatten den Eindruck, als ob auch Karin Blauermel erleichtert wäre.

Es kamen die nächsten; wunderschöne Mädchen darunter, mit denen der Regisseur Tressler sich lange unterhielt. Es kamen immer mehr. Schließlich, gegen

⟶



Deutschland, deine Sternchen

20 Uhr, traf „die Bombe" ein, wie alle sagten.

Ein Mädchen, das die müden Männer mit einem Ruck wieder wach machte. Ein bezauberndes Geschöpf namens Monika Peitsch aus dem vornehmen Berliner Stadtteil Dahlem.

Sie wurde im Wagen ihres Vaters gebracht, sie bewegte sich sicher und konnte intelligent erzählen – die apathisch gewordenen Filmleute waren nur zu gern bereit, ihr sofort die Rolle der Buchholz-Partnerin zu geben.

Ihr Foto erschien am nächsten Tag in der „B. Z.", die Fotografen rissen sich um sie, und nur, weil es so üblich ist, lud die Produktion zu den Probeaufnahmen, die wenig später im CCC-Atelier in Spandau arrangiert wurden, noch ein paar Mädchen zusätzlich ein.

Regisseur Georg Tressler war der einzige, dem Monika Peitsch nicht ganz so gut gefiel. Sie war ihm zu wenig „halbstark". Und ihm fiel plötzlich ein Gesicht wieder ein, das er gesehen hatte, ein paar grüne Augen unter wilden Haarbüscheln.

„Wie hieß denn diese Kröte bloß, die als erste zu uns kam?" fragte er Aufnahmeleiter Heinz Karchow.

Karchow wußte es nicht mehr. Aber er durchsuchte einen Berg Fotos, bis er glaubte, die Richtige gefunden zu haben.

Ein Wagen wird in die Triftstraße 40 geschickt. Die Großmutter öffnet die Tür.

„Vom Film kommen Sie? Meine Enkelin ...? Aber, das ist sicher ein Irrtum ...!"

Karin Blauermel hatte natürlich nichts zu Hause erzählt von ihrem Ausflug mit Uschi. Das war ja nur ein Spaß gewesen, und ihre Mutter würde ihr den Kopf gewaschen haben, wenn ...

„Karin!" ruft die Großmutter in den dunklen Korridor hinein. Im Hintergrund öffnet sich eine Tür. „Komm mal!"

Der Filmmensch, der sie abholen soll,



Hausmarke: *Leitungswasser. Wie Heuschreckenschwärme, so fielen die Fotografen nach der Entdeckung der fünfzehnjährigen Karin Blauermel in die elterliche Wohnung am Wedding ein. Und einem gelang ein besonderer Schnappschuß, als Karin ihren Durst in der Küche stillte*



Champagner *trank sie schon drei Monate später bei der Premiere ihres ersten Films „Die Halbstarken" in Essen. Sie hob das Glas, als ob sie nie etwas anderes als Champagner getrunken hätte. Eine ganz große Karriere schien zu beginnen. Doch Karin zerstörte sich bald alles selbst*

sieht irritiert noch einmal auf seinen Zettel. „Sind Sie wirklich Karin Blauermel?"
Noch einmal hängt Karins Karriere an einem seidenen Faden. Sie sieht so unmöglich aus, daß der Filmmann am liebsten Reißaus nehmen möchte. Er ist schon lange in der Branche und weiß, daß nur attraktive Personen beschäftigt werden.
„Ich weiß zwar auch nicht", sagt er, „was die von Ihnen wollen. Aber kommen Sie mal mit . . ."

Man ist versucht zu sagen: So entstehen heutzutage Filmkarrieren. Aber die Wahrheit ist: So entstanden immer wieder Karrieren, seitdem es Filme gibt.
Regisseur Tressler schreit auf, als er Karin sieht: „Jessas, das ist sie!"
Er läßt das bildschöne Fotomodell stehen, das man ebenfalls hergebeten hat, und begibt sich mit der kleinen Karin zur Maskenbildnerin.
„Schneiden Sie dem Mädchen mal ein klein wenig vom Haar ab, gerade so viel", sagt er, „daß man ihre Augen wenigstens erkennen kann!"
Karin Blauermel läßt willenlos alles mit sich geschehen. Sie hat noch nicht einmal den Mund geöffnet, seit man sie zu Hause abgeholt hat. Sie ist hungrig, bei Großmutter sollte es gerade eine Suppe geben, und hier, in einer kleinen Garderobe im CCC-Atelier, läßt man sie stundenlang allein herumsitzen, nachdem die Maskenbildnerin angewidert ein bißchen mit der Schere an ihrem Haar herumgefummelt hat.
Karin glaubt nicht im Ernst daran, daß dies etwas werden wird. Sie denkt, wie sie später erzählt, die Filmleute erlauben sich einen Spaß mit ihr. Und sie ist viel zu schüchtern, um dagegen zu protestieren. Mit einem Mädchen wie Karin Blauermel kann man alles machen. Das wird sich sehr bald herausstellen.

Endlich kommt der Aufnahmeleiter und zieht sie ins Atelier.
Eine Menge Menschen steht herum; die Kamera, ein dickes, schwarzes Ungetüm, ist kaum zu sehen.
Da ist der freundliche Herr wieder – sie wird schon lange an der Seite von Horst Buchholz spielen, bis sie den Namen „Georg Tressler" behält –, der drückt ihr einen Zettel in die Hand. „Lies das mal!"
Sie liest, ohne ein Wort zu begreifen; sie ist plötzlich von einer ersten Erregung ergriffen: Ist das nicht Horst Buchholz, der da auf einem Stuhl sitzt?
Er ist es, wenn er auch wie ein echter Halbstarker aussieht in seiner abgewetzten Nietenhose und der schmuddeligen Lederjacke. „Guten Tag", sagt er zu Karin, „du bist aber richtig, Mensch. Ist das 'n Kostüm, was du da anhast?"
Sie versteht immer noch nicht. Irgendwer hat ihr den Dialogzettel wieder weggenommen.
Jemand sagt: „Die kann doch gar nicht lesen, da wette ich drum!" Dann flammen Scheinwerfer auf, und es wird still in der riesigen Halle.
„Du mußt", sagt Tressler, „den Horst Buchholz ansehen und die Augen richtig aufmachen – sehr schön, genauso, und dann sagst du: ‚Aber Mecky, wo kommst du denn her?' Weiter nichts."
Karin Blauermel bewegt lautlos die Lippen.
„Wie?" fragt Tressler. „Du mußt lauter sprechen, ich verstehe nichts!"
„Das kann ich doch gar nicht . . ." murmelt Karin.
Tressler hebt abwehrend die Hand. „Noch mal: Sag ganz einfach: ‚Aber Mecky, wo kommst du denn her?' Los!"
Es wird wieder ganz still in der Halle.
Und Karin sagt, verzagt und hilflos: „Mecky, wo kommst du denn her?"
Der Produzent Wenzel Lüdecke, der hinter Tressler steht, muß sich abwenden. Keiner versteht, warum Tressler nicht aufhört mit der Quälerei. „Aus diesem Balg", flüstert ein Zuschauer, „wird doch niemals was!"
Aber Tressler versucht es noch ein dutzendmal, und Karin Blauermel wird immer lauter: „Aber Mecky, wo kommst du denn her!?"

Die Probeaufnahmen sind entwickelt und werden am nächsten Abend dem Produktionsstab vorgeführt. Tressler hat

→

Deutschland, deine *Sternchen*



Manika Peitsch und Karin Blauermel geschickt gegeneinander geschnitten.

Man staunt im Varführraum, als das Licht wieder angeht. Dieses kleine, unbedeutende Gesicht der blanden Blauermel kammt graßflächig und bewegt auf der Kinaleinwand. Die ungeschulte Stimme klingt süß und spröde zugleich und viel echter und lebendiger, als die geschickte Sprechtechnik der dunkelhaarigen Monika Peitsch.

Hinter den gepolsterten Dappeltüren des Praduzenten entsteht ein wilder Kampf um Karin Blauermel.

„Gut und schän", ruft Lüdecke, „aber wallen Sie jede der fünfhundert Einstellungen, die der Film hat, sa lange mit Karin Blauermel prabieren? Dann wird der Film ja nie fertig!"

Tressler, dessen erste Spielfilmregie bevarsteht, schwärt auf das Mädchen vam Wedding.

Der Praduzent ist nicht zu überzeugen. Schließlich kammt der Pressechef des



Zweitausend Halbstarke *kamen und quetschten sich in das 1500-Plätze-Kina „Palladium", um im Anschluß an eine Diskussian über den geplanten „Halbstarken"-Film die Prabeaufnahmen der beiden Favaritinnen Karin Baal und Manika Peitsch anzusehen. Sie wählten ahne Zägern die Baal*



Unendlich geduldig *verfuhr Regisseur Gearg Tressler (rechts) mit seiner Entdeckung Karin Baal bei den ersten Aufnahmen im Berliner Hallenbad Wedding. Auch Harst Buchhalz (links über Karin) übte sich in Geduld mit dem unerfahrenen Kind. Heute übersieht er Karin Baal nach Möglichkeit*

Films mit dem Vorschlag, in einer öffentlichen Kinovorführung, vor tausend Halbstarken, die beiden Probeaufnahmen von Karin und Monika laufen zu lassen. „Die Halbstarken können dann abstimmen."

Der Vorschlag wird akzeptiert, und am Sonntagvormittag, dem 15. April 1956, öffnen sich um 10 Uhr 30 die Türen des Palladium-Theaters im Berliner Bezirk Kreuzberg für zweitausend Halbstarke.

Der Pressechef hat sie angelockt mit leuchtend roten Plakaten, die an allen



Sehr gekonnt *spielte Favoritin Nr. 2 Monika Peitsch, aus dem Villenviertel von Dahlem, ihre Probeszene mit Buchholz. Aber die Halbstarken lehnten sie ab*

Berliner Litfaßsäulen kleben: HORST BUCHHOLZ SPRICHT ZUR JUGEND ÜBER SEINEN NEUEN FILM „DIE HALBSTARKEN" – mit anschließender Diskussion, heißt es, „unter Leitung von Bürgermeister Kreßmann".

Die kleine Karin Blauermel ist von einem zum andern Tag plötzlich Mittelpunkt der Zeichenschule – sie hat plötzlich „Freundinnen", mehr als sie je haben wollte. Und das scheint ihr das wichtigste überhaupt zu sein. Vorläufig kann sie sich unter „Film" weiter nichts vorstellen, als endlich „Freundinnen" zu haben. Und die „Freundinnen" sind dann auch alle dabei, als im Palladium-Kino die Probestreifen laufen.

Zuerst das dunkelhaarige Kind aus dem vornehmen Dahlem.

Dann Karin Blauermel aus dem Hinterhaus im Wedding.

Die Halbstarken toben vor Vergnügen. Als die Veranstalter später die Wahlurnen ausleeren, die – „Blond" und „Schwarz" beschildert – an den Türen aufgestellt worden sind, zählen sie 800 Stimmen für Karin Blauermel und nur 135 für das feine Mädchen aus Dahlem.

Der Produzent gibt sich geschlagen. Karin Blauermel bekommt die Hauptrolle als Partnerin von Horst Buchholz in den „Halbstarken".

Sie bekommt gleichzeitig auch einen neuen Namen. Und sie bekommt plötzlich Geld – nicht viel, aber für ein Mädchen aus dem Wedding ein Vermögen.

Die Inter-West-Filmleute, die später wegen der Gage, die sie Karin Blauermel gezahlt haben, von der „B. Z." scharf attackiert werden, stehen vor der unangenehmen Frage: Soll man dem Mädchen überhaupt Geld in die Hand geben?

Die Mutter wird gebeten, mit der Tochter zur Produktion zu kommen. Sie kommt nicht. Sie glaubt an einen schlechten Scherz. Ihre Tochter zum Film?

Schließlich holt ein Wagen die Großmutter ab. Sie sitzt schweigend dem Produktionsleiter gegenüber und nickt nur zu allem, was vorgeschlagen wird:

Eine richtige schauspielerische Ausbildung für die Enkelin bei einer Lehrerin.

Hundert Mark monatlich als Taschengeld, wovon 750 Mark für die Filmrolle sofort gezahlt werden.

Ferner Strümpfe, Schuhe, Wäsche, Kleider.

Eine Masse Geld für die Familie Blauermel. Ein Traum für Karin.

Ein Alptraum für die Filmleute.

Der Regisseur behauptet zwar: „Aus →

Deutschland, deine Sternchen



der mache ich etwas!" Doch woraufhin behauptet er das?

Mit Bangen und Zagen sehen die Filmleute dem ersten Drehtag entgegen. Der Pressechef des Films bestellt Fotografen. „Nehmt sie mal richtig in die Mache!" sagt er. „Seht mal zu, ob ihr nicht 'ne Schönheit aus ihr machen könnt!"

Die Fotografen ziehen mit Karin Blauermel – pardon: sie heißt jetzt Karin Baal – ins Grüne. Und einer fragt: „Auch Aktaufnahmen?"

„Natürlich", lacht der Pressechef, „aus Spaß, sozusagen."

Am nächsten Tag vergeht ihm das Lachen, als ein Fotograf tatsächlich eine Serie Aktfotos von Karin Baal anbringt.



Die eigene Mutter *spielte neben Karin Baal im Film. Frau Blauermel arbeitet in Berlin bei Osram und hat heute keine Macht mehr über ihre filmende Tochter. Vater Blauermel ist seit Kriegsende verschwunden*

„Seid ihr wahnsinnig?" brüllt der Pressechef. „Wenn das jemand erfährt!"

„Ich bin unschuldig", verteidigt sich der Fotograf. „Ich habe nur mal aus Spaß gesagt: ‚Zieh dich aus.' Und sofort hat sie sich entblättert. Sie dachte, beim Film ist das so üblich."

Alles, was sich nun mit der kleinen Karin Baal abspielt, ist beim Film ansonsten ganz und gar nicht üblich. Zum Beispiel die Art, wie Regisseur Georg Tressler mit ihr umgeht.

„Gebt ihr um Himmels willen kein Drehbuch zu lesen!" ist seine erste Forderung. Er möchte um jeden Preis verhindern, daß Karin nach ihren Vorstellungen einen Dialog auswendig lernt und vor dem häuslichen Spiegel die Schauspielerei ausprobiert. Er möchte sie ahnungslos und natürlich behalten.

Die Filmaufnahmen gehen darum auch folgendermaßen vonstatten:

Karin Baal wird vor die Kamera hingestellt, und der Regisseur redet mit ihr wie mit einer Neugeborenen.

„Du hast doch schon mit dem Horst Buchholz gesprochen?"

„Au ja", nickt Karin strahlend.

„Wie gefällt er dir denn?"

„Dufte!"

„Na, siehst du! Also, der Horst mag dich auch sehr. Das hat er mir gesagt. Er kommt jetzt hierher, um dich abzuholen. Er will mit dir spazierengehen. Aber der Junge da drüben", Tressler zeigt auf den jungen Schauspieler Christian Doermer, der im Film den Bruder von Buchholz spielt, „der hat was anderes mit ihm vor. Der will nicht, daß der Horst mir dir weggeht ..."

Karin Baal ist völlig fassungslos. Tressler tritt zurück – die Scheinwerfer brennen ohnehin – und jetzt geht die Tür auf, und Buchholz kommt in den Raum.

Der Regisseur hat der Kamerabesetzung ein Zeichen gegeben, lautlos läuft die Kamera und fängt das fassungslose Gesicht Karins ein, ihre Augen, die Buchholz folgen, als er quer durch den Raum geht, auf sie zukommt.

Da ruft Christian Doermer, laut Drehbuch: „Ich muß mit dir sprechen!" Und Buchholz ändert seinen Schritt und geht mit einem Augenzwinkern an Karin Baal vorbei, auf seinen „Bruder" zu.

„Danke!" ruft Tressler.

Für ihn hat alles wunderbar geklappt. Er brauchte nur den Gesichtsausdruck seiner jungen Darstellerin.

So dreht er Szene nach Szene mit Karin Baal, erklärt ihr vorher, was jetzt passieren wird, und läßt sie alles tun, was sie von sich aus tun würde. Denn sie *spielt* nicht eine junge Halbstarke, sie *ist* eine. Filmen, das hat sie sich jedenfalls ganz anders vorgestellt. Filmen heißt offenbar, die Hälfte des Tages im Atelier herumstehen und warten.

Warten aber kann eine junge Halbstarke nicht. Sie verfällt auf alle möglichen Ideen, die die Produktion erschrecken.

Man dreht eine Szene vor dem Hallenbad in Schöneberg. Karin ist unruhig und schaut überall hin, bloß nicht dahin, wo Tressler ihr befiehlt hinzusehen. Sie hat rote Flecken auf den Wangen, und selbst Buchholz schafft es diesmal nicht, ihre Nervosität zu vertreiben.

Ein paar Tage später erscheint sie dann mit einem blauen Auge und einer leichten Gehirnerschütterung, und jetzt erfahren die Filmleute, warum sie so nervös vor dem Hallenbad Schöneberg war ...

Dieter, der Sohn eines reichen Vaters aus dem Villenviertel Dahlem, hatte versprochen, mit dem Wagen seines Vaters nach Schöneberg zu kommen und Karin zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Diesen Dieter hatte sie – wie eine Menge junger Burschen – ganz plötzlich auf der Straße „kennengelernt", nachdem ihr Bild erst einmal in der Zeitung erschienen war. Sie stellte es sich großartig und äußerst filmgerecht vor, wenn ein Galan mit einem schicken Wagen kommen und sie – mitten im Drehen – zu einer kleinen Spritztour abholen würde.

Mußte sie nicht immer stundenlang zwischen den Aufnahmen warten?

Das zahlreich erschienene Volk der Zuschauer würde entsprechend gaffen, und Regisseur und Stab – und nicht zuletzt Horst Buchholz – würden sie endlich einmal „bewundern".

So sah im Kopf der kleinen Karin die Filmerei aus.

Leider erschien der junge Mann Dieter erst abends nach Drehschluß bei Karin zu Hause und holte sie zu einer nächtlichen Spazierfahrt ab.

Aus dieser „Spazierfahrt" wurde natürlich eine höllische Raserei durch die Straßen Nordberlins, und natürlich waren beide, Filmsternchen und Fahrer, irgendwann in der Nacht an einem Chausseebaum gelandet.

„Mit hundertzehn Sachen!" wie Karin stolz den entgeisterten Filmleuten am nächsten Morgen erzählt. „Ick dachte, mir fliecht der Kopp weg, hahahaha!"

Sie wollte sich totlachen. Und sie sagte, gewissermaßen zur Entschuldigung, als

sie merkte, daß die Filmleute so humorlos waren und nicht lachten, daß ja „noch mehr Jungs" dabeigewesen wären.

Nun, die Filmgesellschaft erholte sich von diesem Schreck und baute vor, damit so etwas nicht noch einmal passierte. Schließlich hing der ganze Film – ein Projekt von 500 000 Mark – vom Wohl und Wehe dieser Karin Baal ab.

Von nun an fuhr einer der Aufnahmeleiter mit Karin abends nach Hause und blieb in der Wohnung, bis sie im Bett war, und ging nicht eher weg, bis Oma und Mutter alle Türen und Fenster verschlossen hatten.

Was Karin jedoch nicht hinderte, ein paar Tage später neue Halbstarkenmanieren zu entwickeln und den Aufnahmestab aufs neue zu erschrecken.

In der Mittagspause hatte sie einen Mann von der Produktion höflich gebeten, mit ihm einkaufen gehen zu dürfen. Der Mann von der Produktion ging bis zur nächsten Ecke, um sich bei einem Metzger ein Viertel Wurst zu kaufen.

Ins Atelier zurückgekehrt, zog Karin Baal, das neue Filmsternchen, plötzlich eine Handvoll Würste aus der Halbstarkenhose und kicherte: „Hat der Fleischer nich gemerkt!"

Die Umstehenden fielen im Kollektiv in Ohnmacht. Einer rannte los, die Würste zurückzubringen, bevor der Fleischer vielleicht die Kriminalpolizei ins Filmatelier schickte.

Weil Karin nun abends nicht mehr mit Freund Dieter aus Dahlem im väterlichen Wagen Spritztouren unternehmen konnte, weil die Filmproduktion den sorglosen Vater in Dahlem gewarnt hatte, und weil nun gar keine Möglichkeit mehr bestand, der blonden Karin zu imponieren, tat Freund Dieter – per Post – einen imponierenden Schwur.

Er schrieb an Karin: *„Du bist ja blöde, Dich von den Filmheinis einsperren zu lassen! Du denkst wohl, der Buchholz, das ist einer! Das ist aber ein ganz dusseliger Hund, der Buchholz! Was der Penner kann, kann ich schon lange, und das werde ich Dir beweisen! Und wenn ich alle Autos in Berlin klaue! In treuer Liebe Dein Dich verehrender . . ."*

Um alle Autos in Berlin zu klauen, brauchte es natürlich Zeit. So waren die „Halbstarken" schon lange abgedreht, als die Kriminalpolizei endlich Dieter verhaftete und weiterhin alle Freunde Dieters, die er hatte anheuern müssen, um die große Aufgabe zu bewältigen.

Die jugendliche Bande hatte tatsächlich eine Menge Autos geknackt, getreu dem „Halbstarken"-Vorbild Horst Buchholz, der sich im Film freilich mit einem einzigen Autodiebstahl begnügte.

Vor Gericht prahlte Dieter: „Wir haben 'ne viel bessere Masche ausgeknobelt, als wie der Buchholz im Film!" und: „Das taten wir alles nur für Karin Baal!"

Sie las es in der Zeitung, und es regte sie nicht im geringsten mehr auf.

Denn mittlerweile hatte sie „Kalle" Gaffkus kennengelernt, auch „Idioten-Kalle" genannt, „Weltmeister im Boogie-Woogie"; ein ganz anderes Kaliber als dieser kleine Dieter aus Dahlem.

„Kalle" riß sich diese blonde Göre Karin Baal mit einem Ruck „unter den Nagel", wie er sagte.

Leider waren seine Fingernägel nicht die saubersten.



Karin Baal und Kalle Gaffkus

Im nächsten Heft:

Die große Liebe und das große Elend

Ein medizinischer Wetterbericht von Dr. Georg Schreiber

Immer, wenn der R kommt...

Der Wetterkreislauf beeinflußt Gesunde und Kranke
Man spürt den Regen schon bei Sonnenschein
Die meisten Herzinfarkte: mittwochs und sonntags



Gutes Operationswetter *herrscht nicht immer. In vielen Krankenhäusern richtet man sich nach den Voraussagen medizin-meteorologischer Beratungsstellen. Das Wetterradar verfolgt jedes aufziehende Gewitter (links)*



egen

Jeanette fragte nach meinen Plänen. Jeanette hilft mir gelegentlich mit guter Kritik und besseren Einfällen. Jeanette ist meine Frau.

„Worüber wirst du schreiben?" forschte sie.

„Übers Wetter", sagte ich.

Sie starrte mich an.

„Du bist urlaubsreif", sagte sie. „Fällt dir wirklich nichts Besseres mehr ein?"

„Warum soll ich nicht übers Wetter schreiben, Jeanette?"

„Alle Leute sprechen vom Wetter, wenn ihnen nichts mehr einfällt."

„Eben drum", beharrte ich. „Wenn die Leute soviel davon reden, muß es sie doch interessieren."

„Nein – sie tun das aus Trägheit. Aus Mangel an Phantasie."

„Mag sein. Aber – weißt du, daß jede Wetterlage einen bestimmten Einfluß auf unser Wohlbefinden hat?"

„Was du nicht sagst", blinzelte sie. „Unser Befinden hängt vom Stand deines Bankkontos ab, nicht aber vom Wetter."

„Es gibt", sagte ich, „wissenschaftliche Untersuchungen über den Einfluß einzelner Wetterphasen auf Stimmung und Gemüt, Schlaf und Leistung, Krankheit und Tod. Mehrere Forschungsinstitute befassen sich damit. Findest du das nicht interessant?"

Vor mir lag die ‚Ärztliche Praxis' – eine Zeitung für Mediziner. Ich entblätterte ihr einen Bericht über ‚Wetterphase und Mensch'. Er las sich gut und spannend.

„Wie nennt man die Wissenschaft von Wetter und Wohlbefinden?" fragte Jeanette.

„Medizin-Meteorologie", dozierte ich. „Sie erforscht die biotrope Wirkung der täglichen Änderung des biosphärischen Milieus, deren Belastungen nach Möglichkeit prophylaktisch auszugleichen sind."

„Das ist Quatsch", unterbrach sie mich. „Das darfst du nicht schreiben."

„Warum?"

„Weil es kein Mensch versteht."

„Sei friedlich, Jeanette. Ich habe das nicht geschrieben. Ich zitiere nur diese Fachzeitschrift."

„Wenn du mein Interesse wecken willst, übersetz den Bericht erst mal in verständliches Deutsch. Was bedeuten ‚biosphärisch' und ‚biotrop'?"

„Biosphäre ist die erdbodennahe Wetterzone, in der wir Menschen leben. Von biotroper Wirkung spricht die Wissenschaft, wenn Wettervorgänge den Organismus beeinflussen."

„Wer hat den Bericht geschrieben?" fragte sie nach einer halben Stunde.

„Ein gewisser Dr. Brezowsky aus der Medizin-Meteorologischen Beratungsstelle des Deutschen Wetterdienstes in Bad Tölz."

Jeanettes Interesse war inzwischen wacher geworden.

*

Drei Tage später fuhr ich nach Bad Tölz zum Regierungsrat Brezowsky und wunderte mich.

Vor mir saß keine Amtsperson. Vor mir saß ein normaler Mensch. Einer der

——→

liebenswürdigsten Gesprächspartner seit langem. Ein beamtetes Prachtexemplar.

Dr. Brezowsky gab nicht nur bereitwilligst Auskunft. Er bedankte sich sogar für das Interesse und lobte meinen Vorsatz, den Sternleser über die eigenartige Beziehung zwischen Luft und Befinden aufzuklären.

Was es mit den verschiedenen Wetterphasen auf sich habe, fragte ich.

„Wissen Sie, das ist so", erklärte er, „im wechselhaften Klima unserer gemäßigten Breiten hat im Grunde jeder Tag sein eigenes meteorologisches Gepräge. Dennoch gibt es gewisse Phasen, die immer wiederkehren und für einen spezifischen Wetterablauf charakteristisch sind."

„Sie meinen Hochdruckgebiete und Tiefdruckgebiete", fragte ich, „also ruhiges, gutes und lebhaftes, schlechtes Wetter?"

„Ja – man kann zunächst diese grobe Einteilung machen. Sie zeigt schon den wesentlichen Unterschied: ein ‚Hoch' ist nur von schwacher Luftströmung begleitet, ein ‚Tief' dagegen von starker. Der lebhafte Luftumtrieb bei schlechtem Wetter erzeugt mehr oder minder starke Reize, die den Menschen belasten. Sein Organismus ist während dieser ‚biologisch ungünstigen' Wetterphasen einem Zuviel an Wetterreizen ausgesetzt."

„Wieviel Wetterphasen gibt es?"

„Sechs. Drei günstige und drei ungünstige."

„Eine Erfindung der Medizin-Meteorologen?"

„Wenn Sie so wollen – ja. Wir teilen das ganze Wettergeschehen – allerdings in gewollt grober Weise – in sechs Entwicklungsabschnitte auf. Sie geben den Wetterumlauf in vereinfachter, aber übersichtlicher Form wieder."

Die Wetterphasen sind so wie das

Mittleres Schönwetter



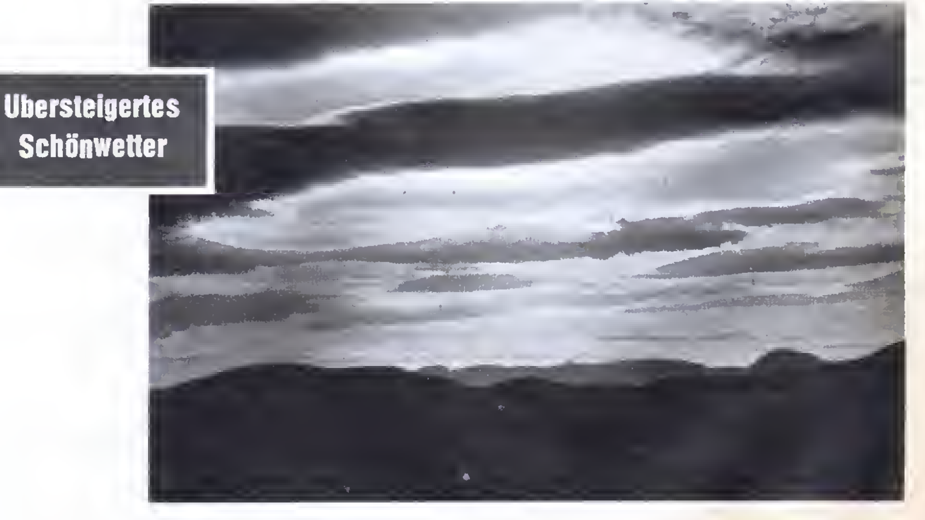
Wetterphase 1 *gilt als Ausgangspunkt des Wetterkreislaufs. Es ist wechselnd bewölkt, abends meist wolkenlos, kühl und merklich trockener als vorher. Unser Wohlbefinden wird in keiner Weise gestört*

Gesteigertes Schönwetter



Wetterphase 2 *bringt bei mäßiger Bewölkung und leichtem Luftdruckabfall im Sommer warm-trockenes, im Winter mildes bis kaltes Wetter. Das Allgemeinbefinden ist gut. Keine nennenswerten Beschwerden*

Übersteigertes Schönwetter



Wetterphase 3 *hat zwei Formen. Am bekanntesten ist der „Föhn" mit seinen „Linsenwolken". Der Temperaturanstieg ist nach Jahres- und Tageszeit übernormal. Wetterfühlige Menschen reagieren sauer*

ganze Leben: ein ewiger Kreislauf – ein Dauerkarussell.

▶ Wetterphase 1 bringt ‚mittleres Schönwetter'. Die Bewölkung lockert auf. Der Himmel kann auch wolkenlos sein. Draußen ist es kühl bis kalt. Bisweilen sogar mild. Die Luft bewegt sich kaum. Es regnet nicht. Wir empfinden das Wetter als frisch und belebend. Liebespaare und andere Zeitgenossen fühlen sich wohl dabei.

▶ Wetterphase 2 bedeutet ‚gesteigertes Schönwetter'. Noch liegen die Winde an der Kette. Noch sinkt die Luft nur langsam vom Himmel zur Erde. Es ist warm bis sehr warm oder mild bis kalt – je nach der Jahreszeit. Die Wolken machen sich dünne und verschwinden ganz. Der Engländer nimmt vielleicht schon seinen Schirm mit, weil ein Tief auf ihn zukommt – wir gehen noch trockenen Fußes. Wir empfinden das Wetter als angenehm. Manchmal auch als ‚zu schön', aber noch nicht als ‚drückend'. Ganz zart Besaitete spüren ein Aufflackern von Rheuma und Migräne.

▶ Wetterphase 3 kann zwei Formen zeigen. Die eine ist der Phase 2 noch verwandt. Nur wärmer und extrem trocken. Die andere, bekanntere heißt ‚Föhn'. Das Wetter scheint ‚übersteigert schön'. Warm und ausgetrocknet wie unter einer Frisierhaube. Die abgeflachten Wolken erinnern an Linsen. Der Luftdruck fällt. Die Sicht ist klar und weit. Der Mensch aber empfindet die Witterung als unangenehm. Als zu heiß im Sommer, als zu mild im Winter. Diese Wetterlage irritiert. Mitunter macht sie depressiv. Herz-Kreislaufkranke können fühlen, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist. Andere Mitmenschen spüren Kopfschmerzen und sonstige Beschwerden.

▶ Wetterphase 4 bringt den ‚aufkommenden Wetterumschlag'. Das Hoch ist weg. Es zieht zum Balkan weiter. Das Tief von England rückt ihm nach und liegt jetzt über Dänemark. Dazwischen liegen wir. Die Heiterkeit des Himmels wird von Wolkenschleiern eingedüstert. Die Sonne lacht nicht mehr. Sie sticht. Wenig später hat sie Mattscheibe. Es dauert nicht mehr lange, bis der Wolkenschirm die Sonne ganz verdeckt. Und dann wird's schwül wie in der Sauna. Im Winter kann es tauen. Die Luft ist feucht. Wir spüren dieses Wetter als Belastung. Als dämpfig und drückend. Und ‚wie zerschlagen' wacht man morgens auf.

▶ Wetterphase 5 beginnt nach ‚vollzogenem Wetterumschlag'. Dichte Wolken hängen tief. Der Himmel weint sich aus. Und die Laternen in den Straßen brennen länger. Winde wehen heftig über Land. Selbst Liebespaare frösteln. Die Luft ist naßkalt – im Winter feuchtwarm. Schnupfen haben ihre große Zeit. Wir fühlen uns sehr unbehaglich. Unglücksfälle häufen sich.

▶ Wetterphase 6 bedeutet ‚Wetterberuhigung'. Die Schirmständer werden trocken. Das Gewölk reißt auf. Man sieht den siebten Himmel wieder. Die Temperatur steigt langsam, aber sicher. Ein Hoch dem nahen Hoch! Alle Winde kommen jetzt zur Ruhe. Beschwerden sind ‚wie weggeblasen'. Und wir empfinden die kühl-trockene Witterung als angenehm belebend und erfrischend.

Der Kreislauf ist geschlossen.

Die Wetterphasen beginnen von vorn.

*

„Wetterfühligkeit ist also keine Einbildung?" fragte Jeanette, als ich von Bad Tölz zurückkam und mein neues Wissen auspackte.

„Nein", sagte ich. Bei übersteigertem Schönwetter, aufkommendem und vollzogenem Wetterumschlag gibt es eindeutig Störungen im Allgemeinbefinden. Die Schmerzempfindlichkeit ist erhöht. In den Krankenhäusern, bei und nach Operationen gibt es mehr Zwischenfälle als sonst. Verkehrs- und Betriebsunfälle häufen sich. Ebenso die Selbstmorde. Und die Medizin-Meteorologen sprechen von typischen Migräne-, Asthma-, Rheuma- und Grippe-Wetterlagen bei herbstlichen Hochnebeldecken."

Jeanette staunte echt. Dennoch blieb

⟶

Immer, wenn der Regen kommt...

sie skeptisch. Meine Frau geht manchen Dingen ganz auf den Grund.

„Und alles ist bewiesen?" wollte sie wissen. „Oder handelt es sich doch nur um Zufälle? Sieh mal: das atmosphärische Geschehen und der menschliche Organismus sind doch zwei grundverschiedene Systeme."

„Allerdings."

„Wie kann man Wetter und Mensch in greifbare und meßbare Beziehungen setzen? Wie eine gemeinsame Formel finden? Wie sagen, daß Onkel Otto in Berlin übermorgen einen Herzinfarkt erleidet, weil ein ‚Tief' im Anmarsch ist? Oder – daß Tante Erna in Köln nach drei Tagen an einer bestimmten Stelle ihres fetten Körpers Schmerzen spürt, weil aus trockener Luft feuchte Puste wird?"

„Mein liebes Kind", sagte ich, „natürlich kann man nicht alles im voraus wissen. Bis heute läßt sich nur beweisen: das ‚System Wetter' beeinflußt gelegentlich das ‚System Mensch'."

„Und über welchen Zeitraum erstrekken sich die sechs Phasen?"

„Das Wetterkarussell macht durchschnittlich in vier Tagen einmal die Runde. Im Küstengebiet rascher. Dort in zwei bis drei Tagen. Vereinzelt sogar in 24 Stunden. Aber – eine Phase kann auch sehr lange andauern. Denk mal an die Wochen dieses Herbstes."

„Interessant."

„Mein liebes Kind, es gibt noch interessantere Dinge. Die Wetteränderung nach warm-feucht, also von Phase 3 zu 4, setzt wetterempfindliche Leute den stärksten Reizen aus. Immer, wenn der Regen kommt! Man fühlt also gar nicht den Regen, sondern ein Wetter, das vor dem Regen aufzieht."

„Sag nicht immer ‚mein liebes Kind'", fauchte sie plötzlich. „Man wird ja ganz nervös."

Ich sah aus dem Fenster. Die schleierartigen Wolken schienen sich zu verdichten. Bald werden sie sich auftürmen,

Aufkommender Wetterumschlag



Wetterphase 4 *bedeutet den Einbruch fremder Luftmassen. Anfangs oft noch heiter, kommt um bald milchigweißen Himmel rasch Bewölkung auf. Es wird feucht-warm. Das Allgemeinbefinden verschlechtert sich*

Vollzogener Wetterumschlag



Wetterphase 5 *beginnt mit einem Kälteeinfall bei geschlossener Wolkendecke und mit dem Durchzug eines Regengebietes. Manche Wetterbeschwerden verschwinden jetzt, andere aber nehmen noch zu*

Allgemeine Wetterberuhigung



Wetterphase 6 *löst alle Störungen abklingen. Das Gewölk reißt auf. Temperatur, Feuchte und Wohlbefinden werden wieder normal. Der Kreislauf ist geschlossen. Das Karussell kann sich von neuem drehen*

dachte ich, und spürte eine schwere Schwüle auf uns zukriechen.
Wetterphase 4 meldete sich an.

*

Ich ging ‚unters Volk‘ und fragte nach typischen Beschwerden.
Tante Elisa seufzte: „Es gibt immer wieder Stunden, da bin ich einfach zu nichts zu gebrauchen."
Und die Bäckersfrau von nebenan: „An manchen Tagen rechne ich viel langsamer."
Onkel Theodor: „Du wirst lachen, aber ich mache ganz komische Feststellungen. Wenn das Wetter im Sommer so unangenehm heiß und trocken ist oder im Winter milde wird, dann wirken eine Tasse Kaffee, ein Gläschen Schnaps oder eine Zigarre viel anregender auf mich."
Eine Freundin von Jeanette: „Wenn ich müde und mit den Nerven runter bin, hilft mir nur noch Lecithin oder schönes Wetter."
Der Polizeibeamte im Revier: „Das will ich Ihnen verraten: nach einem Tag mit erhöhter Unfalldichte kommt hier unter Garantie ein Tief aus Südengland an."
Ein Redaktionskollege: „Sie wissen doch, Doktor – im Krieg wurde ich schwer verwundet. Vor jedem Wetterumschlag ziehen meine Narben. – Worauf beruht diese Schmerzempfindung?"
Ich erklärte es ihm: „Die Narbenempfindlichkeit hat ihre Ursache in Temperaturwechseln. Bei Abkühlung zieht sich jeder Stoff zusammen. Auch das Narbengewebe. Und bei Erwärmung dehnen sich die feinen Endgefäße am Narbenrand wieder aus. Das spürt man natürlich."
Ich las alle erreichbaren Literaturberichte zum Thema „Wetter und Gesundheit". Es gab nicht sehr viele.

Nach der Lektüre – an einem Nachmittag mit Phase 5 – nahm ich Hut und Regenschirm und besuchte einen wetterkundigen Chirurgen.
Wir waren schnell beim Kern der Sache. Der Professor wurde lebhaft: „Gewiß – nach Operationen treten Blutungen leichter und häufiger auf, wenn warme Luft über kältere Bodenluft abgleitet. Früher wußte ich nichts über den Einfluß bestimmter Wetterphasen. Heute lasse ich mir vor jedem chirurgischen Eingriff die Wetterlage geben. Und seitdem habe ich keinen Fall von ernsterer Blutung mehr."
„Machen Sie Beobachtungen über gehäufte Durchbrüche von Magengeschwüren?" fragte ich gespannt.
„Vor und bei Wetterumschlägen haben wir auffallend viele Magendurchbrüche", sagte er. –
Ich ging auch zu einem interessierten und erfahrenen Doktor der Inneren Medizin. Er wußte längst, daß Luftdruckschwankungen ein Blutbild ändern.
„Wissen Sie", fragte er, „daß Allergie-Kranke auf Wettertiefs und Warmfronten verstärkt reagieren? Daß dicke Menschen mehr unter Witterungseinflüssen leiden als dünne? Daß wir tödliche Embolien auffallend häufig beim gekoppelten Absinken und Aufgleiten größerer Luftmassen beobachten? Daß bei atmosphärischen Umlagerungsprozessen 80 Prozent aller Herzinfarkte passieren?"
Mein Gesprächspartner bestätigte, wie stark auch Angina pectoris, Thrombosen, Gallen-, Nieren- und Harnleiterkoliken, Störungen der Wechseljahre, Schilddrüsenüberfunktionen, Asthma, Grippe, epileptische Anfälle, fieberhafte Prozesse und Sehstörungen von Wettereinflüssen abhängen können.

Beim Abschied sagte der Internist: „Kranke mit zu hohem Blutdruck gehören nicht ins Alpenvorland. Kein Arzt darf ihnen diese Gegend empfehlen. Man muß sie nach Bad Nauheim schicken."
„Und die mit zu niedrigem Blutdruck?"
„Die gehören nicht nach Nauheim, sondern an die See", erklärte er.
Ich bedankte mich für seine Informationen und ging meiner Wege.
Eine verrückte Idee wollte mir nicht aus dem Kopf: vielleicht könnte ein erfahrener Medizin-Meteorologe statt einer normalen Wetterkarte mal eine ‚gehäufte Krankheitskarte‘ von Deutschland aufzeichnen. Schließlich kennt man doch die Gegenden um Bonn oder Freiburg als gefürchtete ‚Embolielöcher‘ . . .
An welchen Orten mag es welche Krankheitsballungen sonst noch geben?
Immer, wenn der Regen kommt . . .

*

Jeanette schüttelte den Kopf.
„Du kannst mir erzählen, was du willst", trommelte sie auf meine Schreibtischplatte, „so einfach dürften die Dinge nicht liegen."
„Sieh mal", sagte ich, „auch das Wachsen, Blühen und Gedeihen der Pflanzen hängt vom Wetter ab . . ."
„Gewiß – aber deshalb müssen wir ihm nicht unterworfen sein. Das Rätsel ‚Mensch‘ ist äußerst kompliziert. Man kann doch nicht einfach sagen: hie Wetter – hie Mensch. Wie unterschiedlich nehmen deine nächsten Bekannten eine bestimmte Nachricht auf. Und genauso unterschiedlich können sie auf einen Wettersturz reagieren."
„Fest steht, daß 75 Prozent unserer Mitbürger von Wettereinflüssen abhängig sind . . ."
„Nein – sie glauben, sie wären es. Eine typische Modeerscheinung."
„Zugegeben, manche glauben das . . ."
„Sag mal", unterbrach sie mich, „sind wetterfühlige Menschen eigentlich krank?"
„Sie erreichen – ich will mich vorsichtig ausdrücken – den äußersten Zipfel im Vorfeld einer Krankheit."
„Warum empfinden die 25 Prozent Gesunden keine Wetterstörung?"
„Sie wird ihnen nicht bewußt. Ein kerngesunder Mensch reguliert sie aus."
„Du bist also fest davon überzeugt", fragte sie lauernd, „daß 75 Prozent aller Menschen das Wetter spüren?"
„Darauf reagieren, möchte ich sagen. Manche mögen nicht wissen, daß Wettereinflüsse dahinterstecken. Bitte – denk mal an den berüchtigten Föhn."
„Ein schlechtes Beispiel", warf Jeanette sofort ein. „Ich habe mich auch informiert. Der Begriff ‚Föhn‘ wird heute überbewertet. Die Leute sagen so leichthin: weil ich Kopfschmerzen habe, muß wohl Föhn sein. Das stimmt aber meistens gar nicht. Erstens gibt es Föhn nur an fünf Prozent aller Tage und zweitens nur im nördlichen Alpenvorland."
„Nein – auch in Norddeutschland kann Föhn herrschen – allerdings selten."
„Ich wage zu behaupten: Föhn ist eine Zwangsvorstellung. Eine Massensuggestion. Inzwischen kennt jedes Kind die Mär von angeblichen Föhn-Wirkungen. Und seitdem stöhnen Städte wie München geschlossen: wir haben wieder Föhn! Der arme Wind wird für jede Misere verantwortlich gemacht."
„So unrecht hast du ja gar nicht. Aber wir kommen an Tatsachen nicht vorbei.

→

Immer, wenn der Regen kommt ...

Statistik und Erfahrung sprechen für den Wettereinfluß auf unser Wohlbefinden."

„Immer, wenn der Regen kommt ..."

„Ja – es gibt natürlich auch Psychosen und eingebildete Wetterbeschwerden. Aber – in Krankenhäusern erlebt man bei ungünstigen Wetterlagen sonntags und mittwochs die meisten Herzinfarkte."

„Warum?"

„Weil an diesen Tagen die Besucher kommen. Wettereinfluß plus Aufregung oder Nichtbeachten einer Diätvorschrift infolge Besuchs können für einen Herzkreislaufkranken tödlich sein."

Jeanette dachte einen Augenblick nach. Dann sagte sie:

„Hör auf zu schreiben. Dein Bericht darf nicht erscheinen."

„Weshalb?"

„Du würdest dich mitschuldig machen."

„Woran?"

„An der Massensuggestion. Du vergrößerst das Heer der Wetterneurotiker um mehrere Divisionen. Ihre Angst kann mehr Schaden anrichten als jedes Krisenwetter."

„Nein, das glaube ich nicht. Die Leser werden diesen Wetterbericht schon recht verstehen ..."

*

Klima und Wetter, Gesundheit und Krankheit – das Thema ließ mich nicht mehr los. Das Wetterkarussell drehte sich bis in meine Träume.

Eines Nachts schreckte ich auf. Es muß bei Wetterphase 4 (gestörter Schlaf) gewesen sein. Und was ich geträumt hatte, war sonderbar:

Ich sah mich als ‚Ärztepropagandisten'. Als Arzneimittelwerber, der den Ärzten alte und neue Medikamente anpreist. Was ich ihnen schmackhaft machen sollte, war ein Mittel gegen Wettereinfluß.

Ich entwarf einen Brief.

Ich sah ihn deutlich vor mir, meinen Traum-‚Brief an alle Ärzte':

Sehr geehrter Herr/Frau Kollege(in)!

Bitte – gehen Sie nicht gleich in die Luft. Sehen Sie erst mal hin. Unsere Luft steckt voller Merkwürdigkeiten. Wie oft müssen Sie sich über Wetterlagen unterhalten. Ob Sie wollen oder nicht. Ich weiß – das hängt Ihnen zum Halse raus. Schließlich hören Sie „Schlechtes Wetter heute" oft fünfzigmal am Tag. Aber die Klagen Ihrer Patienten – sind sie von der Hand zu weisen?

Sie wissen, wie segensreich eine Klimakur wirken kann. Wetter macht ja nicht nur krank – Wetter heilt auch. Den einen an der See, den anderen im Gebirge. Klimakuren sind heute, im Zeitalter der Herzkreislaufleiden, wichtiger denn je. Nein – ein neues Kreislaufmittel will ich Ihnen nicht empfehlen. Davon gibt's genug. Auch keine künstliche Klimamaske. Warten Sie ab, lesen Sie noch ein wenig weiter. Lächeln Sie erst mal über diese seltsame Frage: Warum führt unser Staat neben der Wehrpflicht für junge Menschen keine Kurpflicht für ältere und Kranke ein?

Verzeihen Sie den ketzerischen Gedanken. Ich will ja übers Wetter und nicht vom Klima reden. Darüber nur noch soviel: Wissen Sie, warum gewisse Seuchen verschwinden? Warum Scharlach zu einer seltenen und harmlosen Krankheit geworden ist? Warum die Sterblichkeit an Keuchhusten und Masern um das Drei- und Vierfache zurückging? Weil ihre Erregerkeime klimaempfindlich und an kühle bis kalte Zonen gebunden sind. In den Tropen gibt's weder Scharlach noch Rheuma. Und unser Klima erwärmt sich seit der Jahrhundertwende von Jahr zu Jahr.

Hier einige Beispiele: Die Schiffahrtssaison in Spitzbergen dauerte 1917 nur 74 Tage, 1938 aber schon 203 Tage. Thunfisch und Sardinen tummeln sich neuerdings in der südlichen Nordsee, Dorsche an der Westküste Grönlands, und der Hering wandert ab nach Norden. Eurasiens und Nordamerikas Waldgrenzen rücken seit 30 oder 40 Jahren in die Tundra vor, und der Weinbau ist in Norddeutschland wieder möglich.

Wetterphase	1	2	3	4	5	6
Wettertyp	mittleres Schönwetter	gesteigertes Schönwetter	übersteigertes Schönwetter	aufkommender Wetterumschlag	vollzogener Wetterumschlag	Wetterberuhigung
Luftdruck	wenig Änderung	nachmittags fallend	fallend	stark fallend	stark steigend	steigend, dann gleichbleibend
Temperatur	kühl	mild bis warm	steigend, warm bis heiß	steigend, mild bis warm	rasch fallend, kalt	kalt bis kühl
Feuchtigkeit	trocken	trocken	extrem trocken	feucht	feucht	trocken
Auswirkungen auf: Schülerleistung; Asthma; Fieber und Infektionskrankheiten; Magendurchbrüche bei Magengeschwüren; Verkehrs- und Betriebsunfälle						
Man empfindet das Wetter als	freundlich, belebend, frisch	angenehm, schön	irritierend, belastend	drückend, schwül	unruhig, unbehaglich	ruhig, zeitweise nach frästelnd
Stimmung	ausgeglichen	angeregt	gereizt, zum Teil auch depressiv	gereizt, unlustig	depressiv, gedämpft	allmählich wieder ausgeglichen
Schlaf	normal	normal	flach	gestört	tief und schwer	tief und normal

Wetterfühligkeit ist keine Einbildung – *das beweist diese Tabelle mit ihren Kurven. Ein Medizin-Meteorologe zeichnete sie nach den neuesten Erfahrungen. Man sieht: wenn die menschliche Leistungs- und Reaktionsfähigkeit bei ungünstiger Wetterlage einen Tiefstand erreicht, nehmen die Unfälle zu, und bestimmte Krankheiten verschlechtern sich. Die Wissenschaft von Wetter und Wohlbefinden ist noch jung und sogar umstritten. Ihre ersten Ergebnisse aber sollten uns nachdenklich stimmen*

Mit dem Klima wandern auch die Krankheitskeime und mit ihnen gewisse Seuchen. Sie ziehen nach Nordosten. Mit ihrem Einmarsch in die Sowjetunion haben sie inzwischen begonnen.

Bleiben wir hiesig. Bleiben wir beim deutschen Wetter. Wie schon gesagt – Klagen echt wetterfühliger Patienten kommen nicht von ungefähr. Gewiß – auch dieses Grenzgebiet der Medizin ist noch zu wenig durchforscht. Man sollte die Dinge nicht dramatisieren. Aber sie bagatellisieren – nein, das auch nicht.

(Folgt längere Anpreisung meines Heilmittels gegen Wetterbeschwerden)

Und zum Schluß noch zwei Tips:

- Klären Sie Ihre Patienten darüber auf, daß sie oft gar nicht wetterkrank sind – wenn sie es auch glauben.
- Nehmen Sie Kontakt auf zu den Medizin-Meteorologischen Beratungsstellen in Hamburg, Bad Königstein, Bad Tölz und Tübingen. Bedienen Sie sich ihrer Voraussagedienste für Ärzte.

Nicht wahr, sehr geehrter Herr/Frau Kollege(in) – Wetter und Mensch sind zwei grundverschiedene Komplexe und offenbar doch nicht zu trennen.

Ich weiß – Sie haben diesen Brief gar nicht gelesen.

Ich weiß, daß Ärzte pro Tag zwei Dutzend Werbebriefe sofort in den Papierkorb werfen.

Die Zeiten sind gut, weil Ihre Zeit für die Patienten kaum ausreicht. Nur das Wetter ist oft schlecht und bösartig.

Immer, wenn der Regen kommt!

Ja – das wäre eigentlich alles.

Herzlichst
Ihr

Dr. Georg Schreiber

In Europa gingen die Lichter aus



Zehn Zerstörer *landeten am 9. April 1940 ein Gebirgsjägerregiment unter Generalmajor Dietl in Narvik, dem norwegischen Erzhafen. Ein Wachschiff war nach kurzem Feuerwechsel versenkt worden; ein deutscher Dampfer wurde von der Besatzung auf Grund gesetzt, weil sie annahm, die Eng-*

Weserzeit: 5

Ein Dokumentarbericht von Joe J. Heydecker

Der General, der in einem Zimmer des Hotels „Kaiserhof" saß und den Feldzugsplan gegen Norwegen und Dänemark ausarbeitete, hatte bis zu diesem Morgen von dem Vorhaben, die beiden skandinavischen Länder zu besetzen, noch nichts gewußt.

Am Morgen dieses 21. Februar 1940 war General der Infanterie Nikolaus von Falkenhorst, der bisher ein Kommando in Koblenz führte, auf Befehl des Führers in der Reichskanzlei erschienen. Hitler eröffnete ihm, daß er mit sofortiger Wirkung mit der Vorbereitung und Leitung der Besetzung Norwegens und Dänemarks beauftragt sei.

Es waren drei Gründe, die Hitler dem General für diese Aktion nannte:

1. „Skandinavien ist die Nordflanke des europäischen Kampfraumes ...
2. Das Schwedenerz ist für uns absolut unentbehrlich. Fällt es aus, müssen wir den Krieg bald nur mit Holzknütteln führen. Da der südliche (schwedische) Ausfuhrhafen Lulea in den Wintermonaten zugefroren ist, erreicht uns das Erz in der Hauptsache über den norwegischen Hafen Narvik. Setzt sich der



länder seien gekommen. — Am 10. April blockierten die Briten die Ausfahrt, Dietl und seine Truppe waren abgeschnitten

.15 Uhr

Feind hier oder irgendwo an der norwegischen Küste fest, so ist dieser Seeweg und damit die Erzlieferung selbst ohne unmittelbaren alliierten Zugriff auf das schwedische Erzgebiet abgeschnitten.

3. Hat der Engländer die südnorwegischen Häfen, so klemmt er außerdem die Ausfahrt aus der Deutschen Bucht von zwei Seiten her ab ... Das wäre ein fast tödlicher Schlag für unsere U-Boot-Kriegführung ..."

„Aus diesen Gründen", so erklärte Hitler v. Falkenhorst, „habe ich mich ent-

→

In Europa gingen die Lichter aus



schlossen. Norwegen durch eine überraschende Anlandung in den Haupthäfen selbst in die Hand zu nehmen. Zum Führer dieser kombinierten Wehrmachtsoperation habe ich Sie ausersehen."

Hitler hatte es eilig. „Melden Sie sich heute, 5 Uhr nachmittags, wieder bei mir", sagte er, „und tragen Sie mir dann vor, wie Sie sich die Durchführung denken."

Er hatte General von Falkenhorst auch dargelegt, warum Eile geboten war.

„Nach zuverlässigen Nachrichten wollen sich die Engländer in Norwegen festsetzen", sagte er. „Der Altmark-Fall vom 16. Februar beweist die erhöhte Aktivität der Engländer in norwegischen Gewässern. Sie haben dieses Schiff in der neutralen Dreimeilenzone, sogar in einem Fjord, versenkt, ohne daß die Norweger eingriffen."

Die „Versenkung" der „Altmark" war für die Engländer eine Frage des Prestiges. Das 12 000 BRT große deutsche Versorgungsschiff der „Graf Spee" hatte eine lange abenteuerliche Fahrt hinter sich. Sechsmal hatte sich das Troß-Schiff „Altmark" im Atlantik mit dem schweren Kreuzer getroffen und Treibstoff abgegeben. 299 Gefangene, die die „Graf Spee" von versenkten britischen Handelsschiffen aufgefischt hatte, waren von der „Altmark" an Bord genommen worden.

Nach der Versenkung der „Graf Spee" am 17. Dezember 1939 in der La Plata-Mündung hatte die „Altmark" versucht, sich nach Deutschland durchzuschlagen. Anfang Februar war es ihr gelungen, in einem großen Umweg die englische Blockade im Nordatlantik zu durchbrechen. Zwischen Island und den Faröer-Inseln lief die „Altmark" nach Norwegen.

Am Abend des 15. Februar nahmen die Briten ihre Spur auf: Das deutsche Versorgungsschiff hatte am Mittag Bergen passiert. Für England war die „Altmark" nicht irgendein Schiff; die Admiralität war sogar bereit, zur Befreiung der Gefangenen norwegische Hoheitsrechte zu verletzen.

In einem Brief an den Oberbefehlshaber der britischen Kriegsmarine vom 16. Februar 1940 hat Churchill diesen Schritt begründet:

„Auf Grund der Standortmeldung von heute morgen scheint es mir angebracht, daß die Kreuzer und Zerstörer während des Tages mit nördlichem Kurs die norwegische Küste entlangfahren. Sie sollten nicht zögern, die ‚Altmark' auch in den norwegischen Hoheitsgewässern zu stellen. Dieses Schiff verletzt die Neutralität, indem es britische Kriegsgefangene nach Deutschland bringt ... Die ‚Altmark' stellt für uns eine Trophäe von unschätzbarem Wert dar."

Zwei englische Zerstörer sichteten die „Altmark" vor dem Joessing-Fjord. Aber als die britischen Schiffe ihren Auftrag, das deutsche Schiff zu durchsuchen, ausführen wollten, wurden sie von norwegischen Kriegsschiffen daran gehindert.

Die Norweger versicherten den Briten, die „Altmark" sei von ihnen durchsucht und für unbewaffnet und einwandfrei befunden worden. Sie habe die Erlaubnis erhalten, innerhalb der norwegischen Hoheitsgewässer nach Deutschland zu fahren.

Das deutsche Schiff war zuvor in Bergen tatsächlich zweimal von den Norwegern besichtigt worden. Sie waren an Bord gekommen, hatten aber das Schiff nicht durchsucht und nicht entdeckt, daß die „Altmark" Gefangene an Bord hatte und mit zwei Flakgeschützen und vier Maschinengewehren bewaffnet war.

Die beiden Zerstörer zogen sich zurück. Als ihre Meldung in der britischen Admiralität eintraf, griff Churchill ein.

„Nicht oft handelte ich so selbstherrlich", schreibt er in seinen Erinnerungen, „aber diesmal sandte ich Kapitän Vian (dem Kommandanten des britischen Zerstörers „Cossack") folgenden Befehl:

‚Wenn sich das norwegische Torpedoboot nicht verpflichtet, die „Altmark" mit einer gemeinsamen britisch-norwegischen Eskorte nach Bergen zu geleiten, entern Sie die „Altmark", befreien Sie die Gefangenen und ergreifen Sie Besitz von dem Schiff ... Sollte das norwegische Torpedoboot sich einmischen, fordern Sie es auf, sich fernzuhalten. Falls es das Feuer auf Sie eröffnet, erwidern Sie es nur, wenn der Angriff ernst ist; *in diesem Fall müßten Sie sich verteidigen*, aber setzen Sie ihre Waffen nicht mehr ein als nötig und stellen Sie das Feuer ein, wenn das norwegische Boot sich zurückzieht!"

Es war 10 Uhr abends am 16. Februar 1940, als die „Cossack" in den Joessing-Fjord einfuhr. Das norwegische Torpedoboot griff nicht ein. Der britische Zerstörer ging längsseits der „Altmark". Das deutsche Schiff machte den verzweifelten Versuch, das britische Kriegsschiff zu rammen. Dabei lief es auf Grund.

Die Briten enterten das Schiff und überwältigten die deutsche Besatzung. Es gab Tote und Verwundete.

Um Mitternacht lief die „Cossack" ab, mit 299 britischen Kriegsgefangenen an Bord, die man auf der „Altmark" befreit hatte.

Kein Zweifel: ebenso wie die „Altmark" durch ihre Bewaffnung, hatte der britische Zerstörer einen Neutralitätsbruch begangen.

Der norwegische Ministerpräsident Nygaardsvold bat den britischen Gesandten in Oslo zu sich und protestierte mit dem „Ausdruck der stärksten Entrüstung und Indignation" gegen den Übergriff.

Aber in England triumphierte man. Zur See, das hatte die Navy bewiesen, war man unschlagbar.

Ebenso klar war aber auch, daß weder Deutschland noch England davor zurückschrecken, sich über die Neutralität eines kleinen Landes hinwegzusetzen.

Auf deutscher Seite beschleunigte man nach dem „Altmark"-Zwischenfall den Plan der Besetzung Norwegens und Dänemarks.

Um 17 Uhr, am gleichen 21. Februar, an dessen Morgen Hitler von Falkenhorst beauftragt hatte, die Pläne auszuarbei-



Der „Altmark"-Zwischenfall vom 16. Februar 1940 beschleunigte die deutschen Vorbereitungen zur Besetzung Norwegens und Dänemarks. *Das deutsche Marinehilfsschiff fuhr bewaffnet im norwegischen Hoheitsgebiet. Aber auch die Engländer kümmerten sich nicht um die Neutralität: Churchill gab dem englischen Zerstörer „Cossack" den Befehl, das deutsche Schiff im Joessing-Fjord zu stellen und die 299 britischen Gefangenen zu befreien, die das Troßschiff von der „Graf Spee" übernommen hatte. Bei dem Versuch, die „Cossack" zu rammen, lief die „Altmark" auf Grund*

ten, hielt der General in der Reichskanzlei Vortrag.

Hitler stimmte den Vorschlägen zu.

Falkenhorst holte seinen Stab nach Berlin, und jetzt begannen die eigentlichen Vorbereitungen jener Operation, die den Decknamen „Weserübung" erhielt.

„Weserübung" und „Wilfred"

Am 1. März 1940, vierzehn Tage nachdem Falkenhorsts Stab seine Arbeit begonnen hatte, unterzeichnete Hitler die Weisung für den Fall „Weserübung":

„1. Die Entwicklung der Lage in Skandinavien erfordert es, alle Vorbereitungen dafür zu treffen, um mit Teilkräften der Wehrmacht Dänemark und Norwegen zu besetzen. Hierdurch soll englischen Übergriffen nach Skandinavien und der Ostsee vorgebeugt, unsere Erzbasis in Schweden gesichert und für Kriegsmarine und Luftwaffe die Ausgangsstellung gegen England erweitert werden ...

Die für ‚Fall Weserübung' einzusetzenden Kräfte werden ... so schwach als möglich gehalten. Ihre zahlenmäßige Schwäche muß durch kühnes Handeln und überraschende Durchführung ausgeglichen werden. Grundsätzlich ist anzustreben, der Unternehmung den Charakter einer friedlichen Besetzung zu geben, die den bewaffneten Schutz der Neutralität der nordischen Staaten zum Ziel hat ... Trotzdem auftretender Widerstand ist unter Einsatz aller militärischen Mittel zu brechen.

2. Mit der Vorbereitung und Führung des Unternehmens beauftrage ich General d. Inf. v. Falkenhorst. Dieser untersteht mir in Führungsfragen unmittelbar ...

3. Grenzübertritt gegen Dänemark und Landung in Norwegen haben gleichzeitig zu erfolgen ... Von größter Bedeutung ist, daß unsere Maßnahmen die nordischen Staaten wie die Westgegner überraschend treffen. ... Können Vorbereitungen für die Verschiffung nicht mehr geheimgehalten werden, sind Führern und Truppen andere Ziele vorzutäuschen. Der Truppe dürfen die wahren Ziele erst nach dem Auslaufen bekannt werden ..."

Im deutschen Oberkommando herrschte keine unbedingte Zuversicht.

General v. Loßberg, damals Oberstleutnant im Wehrmachtführungsstab, schreibt:

„Von Anfang an bestand kein Zweifel, daß ein solches Unternehmen mehr als kühn war und neben den ... Truppen das Schicksal der gesamten Flotte aufs Spiel setzte. Die englische Flotte war so turmhoch überlegen, daß sie mit Leichtigkeit alle unsere Schiffe abfassen und vernichten konnte, wenn sie von unseren Absichten und dem Auslaufen Wind bekam."

Die größten Schwierigkeiten machte die Beschaffung von Schiffsraum. Es gab nicht genügend schnelle Schiffe, um die Truppen an die sechs wichtigsten Landungsplätze zu bringen – Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim, Narvik.

Von Loßberg berichtet: „Die Schiffsbewegungen mußten in jedem Einzelfall genau berechnet und in einer Zeittafel festgelegt werden. Während die schnellen Kriegsschiffe erst verhältnismäßig spät auszulaufen brauchten, mußten sich die langsamen Frachter, getarnt als Kohlen- oder Ausfuhrschiffe, schon früh auf den Weg machen."

Hitler, der sich Falkenhorst wiederholt zum Vortrag kommen ließ, drängte. Vor allem auch deswegen, weil er das Norwegen-Unternehmen abschließen wollte, bevor er den endgültigen Befehl für die auf das gute Frühjahrswetter verschobene Westoffensive gab.

Am 1. April ließ Hitler sich einen abschließenden, fünfstündigen Lagevortrag über den Stand der Vorbereitungen halten. Tags darauf, am 2. April, fiel die Entscheidung für den Tag X. Hitler setzte den Angriff auf den 9. April fest.

Der Chef des OKW, Generaloberst Keitel, gab den Befehl weiter:

„Wesertag 9. April 1940; Weserzeit 5.15 Uhr morgens."

Immer noch waren erst wenige eingeweiht. Jedes Durchsickern der deutschen Absicht war gleichbedeutend mit dem Scheitern der Operation. Noch bei der

→

In Europa gingen die Lichter aus

Einschiffung wurden die deutschen Truppen über ihre Ziele getäuscht. Die Einsatzbefehle waren erst auf See zu öffnen.

Niemand im OKW ahnte, daß die deutschen Truppen dennoch fast zu spät gekommen wären. Und zwar um vierundzwanzig Stunden – denn auf der Gegenseite hatte man den Tag X für den 8. April festgelegt.

Der Befehl war erteilt worden, ohne daß die Alliierten von den deutschen Plänen etwas wußten. Auch in England und Frankreich hatte man ein Skandinavien-Unternehmen seit langem vorbereitet, und es hatte ursprünglich ein noch früherer Aktionstermin bestanden. Die Pläne des Obersten Rates der Alliierten liefen unter dem Decknamen „Wilfred".

Den Alliierten lag vor allen Dingen an der Unterbrechung der für Deutschland so kriegswichtigen Erzzufuhren aus Skandinavien.

Der Plan bestand schon lange und war vor allem durch den russisch-finnischen Winterkrieg akut geworden. Die Alliierten boten den Finnen ihre Hilfe an. Ein Samuel Hoare, „ohne daß seinem fruchtbaren Gehirn nicht irgendein phantasiereicher Vorschlag entsprang. In erster Linie kam er immer wieder auf den Plan zurück, die norwegischen Gewässer zu blockieren."

Am 28. März 1940 fiel die Entscheidung: Der alliierte Kriegsrat beschloß, die norwegischen Gewässer zu verminen und Stützpunkte in Norwegen zu besetzen. Als „Tag X" wurde der 5. April festgelegt.

Sechs bis sieben alliierte Divisionen, davon drei französische, sollten eingesetzt werden. Sie sollten Stavanger, Bergen und Drontheim besetzen, vor allem aber den für die Erzausfuhr so wichtigen Hafen Narvik.

Am 5. April überreichten der britische und französische Gesandte der norwegischen Regierung gleichlautende Noten. Darin wurde Deutschland beschuldigt, die norwegische und schwedische Neutralität verletzt zu haben. Wenn sich Skandinavien solchen Versuchen nicht strikt widersetze, würde dies als unfreundlicher Akt gegen die Alliierten angesehen. Und



Keiner kannte das Ziel, *erst auf See wurden die Einsatzbefehle für die Marine-Einheiten und die Gebirgsjäger-Regimenter geöffnet. Die Landungen erfolgten – nach stürmischer Fahrt mit Nebel und Schneetreiben – in Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim und Narvik*

Hintergedanke war dabei: Britische und französische Truppen mußten den Weg über Skandinavien nehmen. Aber als Norwegen und Schweden die Durchmarscherlaubnis verweigerten und Finnland kapitulierte, konnte eine Aktion gegen die deutschen Erzzufuhren nicht mehr als Hilfe für Finnland getarnt werden.

Am 19. Februar 1940 – genau zwei Tage bevor Hitler in der Reichskanzlei General von Falkenhorst empfing – erwog das britische Kabinett die Verminung der norwegischen Hoheitsgewässer. Die Admiralität wurde ermächtigt, die entsprechenden Vorbereitungen zu treffen.

Der Erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, war es, der am stärksten auf eine Aktion drängte.

„Es verging keine Woche", schreibt der damalige englische Luftfahrtminister Sir man behielte sich in diesem Fall das Recht vor, „Maßnahmen zu treffen, die nötig sind, um Deutschland zu hindern, aus Schweden und Norwegen Hilfsmittel oder Erleichterungen zu erhalten, die für seine Kriegführung von Vorteil oder für die der Alliierten nachteilig sind".

Zu diesem offenen Bruch der Neutralität hat der französische Ministerpräsident Reynaud in seinem Bericht vor dem Senat am 10. April 1940 erklärt:

„Wir haben unser Vorgehen ausdrücklich angekündigt, und dann haben wir gehandelt. Für diese von den Alliierten gegen Deutschland gerichtete Kriegshandlung übernimmt die Regierung die volle Verantwortung."

Die Verminung der norwegischen Gewässer und die Besetzung von Stützpunkten durch britische und französische

→

Drei Trümpfe in einer Hand

das neue **REI** UNIVERSAL

ist weit mehr als ein gutes Feinwaschmittel, denn es ist universell anwendbar:





Um 45% gesteigerte Waschkraft

Alle feinen Gewebe wäscht REI zart und doch gründlich.

neu Die gesamte Buntwäsche und alle bügelfreien Gewebe wäscht REI sauber und ohne Farbverlust.

REI entwickelt seine volle Waschkraft auch in kalter Lösung, daher besonders geeignet für alle Wollsachen.

neu Durch neue Wirkstoffe ist REI jetzt das ideale Waschmittel auch zum Kochen farbechter Buntwäsche.

Die milde REI-Lösung eignet sich besonders zur Reinigung aller lackierten Flächen und ist das bevorzugte Reinigungsmittel für den gepflegten Haushalt. Der feine, dichte REI-Schaum reinigt Teppiche, Polstermöbel, Kleidung und vieles mehr.

Das neue REI-Universal ist

ungewöhnlich mild und schonend

Morgens **REI** *– mittags frei!*

Auch erhältlich in Holland, Frankreich, Österreich, Luxemburg, Schweiz, Italien

---

Weihnachten steht vor der Tür

Sensationelle STUDIOLA-SPEZIAL-Angebote!



wie z. B. Weltmarke Kadak RETINETTE II B NUR 178,- PAXETTE AUTOMATIC NUR 158,- Elektranenblitz CORNET 98,- Zeiss Ikan MOVIKON 8mm Filmkamera NUR 198,-. BAUER T 10-Projektar 318,-. Prismenterngläser 8 × 30 ab 78,-. Alles tabrikneu! 7 Tg. Ansicht! Valle Garantie! Fardern Sie nach heute Sander-Prasp.!

STUDIOLA · Frankfurt/M. 1 Abt. 146



Qualitäts-Damen-Nappa-Jacken spanische Imparte, alle Farben, nur DM 175,—, 165,—, 145,— **139,50**

Qualitäts-Wildlederjacken für Damen u. Herren, alle Farben, nur DM 198,—, 175,—, 149,—, 125,—, 98,50 **78,50**

Kl. Anzahlung u. 6 Monatsraten!

Riesenauswahl! Katalog gratis!

OTTO BLUME · DETMOLD 315
Graßversand
und eigene Herstellung



DM 39,–

Original Schweizer Kalender-Armbanduhr

17 Steine, 10M. Galdauflage, autamatischer Kalender, wassergesch., antimagnetisch, Leuchtziffern- u. Zeiger, m Lederband, Anzahlung **DM 19,-** 4 Manatsraten à DM 5,—, Barzahlung 3% Nachlaß, Rückgaberecht, 12 Man. Garantie

Harst Künzel & Ca., KG. Abt. 3
Schweizer ORION -Uhren-Versand
Regensburg, Römling 14



nur DM **69,–** mit Etui
Rest in 4 Manats-Raten
8 Tage zur Ansicht!
Bestellen Sie darum gleich direkt bei

FERN-KAUF-WEST, Abt. 5 A CELLE

GERADE HALTEN!

mahnen Ärzte und Kasmetikerinnen. **Schlechte Haltung, krummer Rücken, eingefallene Brust, Doppelkinn, Fettleibigkeit beseitigt sofort** der

Gerade-Halter

unsichtbar und angenehm für Damen, Herren und Kinder. Jetzt stark verbessert. Ärztl. empf. Taillenweite angeben.

Kein Korsett!

■ Preis DM 24,50 (Rückgaberecht) ■ Sanderpraspekt frei! Diskreter Versand van Firma

G. PUTZIGER · MÜNCHEN-SOLLN



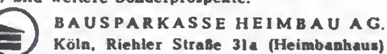
PROBEN UND PROSPEKTE UBERSENDET IHNEN GERN FRAU ELISABETH FRUCHT, ABT. AS, HANNOVER, OELTZENSTR. 21

WOHNUNGSSORGEN?

Auch Sie können Hausbesitzer werden. Es ist nicht so schwer, wie Sie meinen. Wir zeigen Ihnen den sicheren Weg, wie Sie, Ihrem Geldbeutel angepaßt, bequem ein Eigenheim im Grünen oder in der Etage erwerben können.

Staatliche Zuschüsse, **kostensparende Bauweisen,** Selbsthilfe u. a. machen das Bauen leichter als je zuvor. Über 47% unserer Bausparer sind Arbeiter und Angestellte.

Gegen Einsendung dieses Inserates oder Angabe der Kenn-Nr. M 180 erhalten Sie kostenlos das Baubuch „In meinen eigenen vier Wänden" (72 Seiten) und weitere Sonderprospekte.



BAUSPARKASSE HEIMBAU AG.
Köln, Riehler Straße 31a (Heimbauhaus)

In Europa gingen die Lichter aus

Truppen in Norwegen sollte am 5. April beginnen. In letzter Stunde wurde die Aktion auf den 8. April verschoben. Immer noch Zeit genug, dem deutschen Unternehmen um vierundzwanzig Stunden zuvorzukommen.

Am 7. April wurden die für Norwegen bestimmten Truppen in englischen Häfen eingeschifft. Mit norwegischem Widerstand wurde nicht gerechnet. Nur fünfzig Schuß Munition für jedes Gewehr und siebenhundertundfünfzig Schuß für jedes Maschinengewehr wurden an die Soldaten ausgegeben.

Die britischen Einheiten, die am Morgen des 8. Minenfelder vor der norwegischen Küste legen sollten, waren bereits ausgelaufen. Der Flottenverband – bestehend aus dem Schlachtkreuzer „Renown“, dem Kreuzer „Birmingham“ und zwölf Zerstörern – stand unter dem Kommando des Vizeadmirals Whitworth.

Da erreichte, in den Abendstunden des 7. April, die britische Admiralität eine überraschende Meldung:

Ein deutscher Flottenverband war am Ausgang des Skagerrak gesichtet worden. Kurs Nord. Die Meldung der britischen Aufklärer sprach von einem Schlachtkreuzer, zwei leichten Kreuzern, vierzehn Zerstörern und einem Transporter.

Was hatten die Deutschen vor? In der Admiralität konnte man sich nicht gleich ein Bild machen. Sollten die Deutschen so schnell eine Aktion gegen die britischen Minenleger unternehmen? Niemand dachte in diesem Augenblick daran, daß diese Schiffe zu einem deutschen Landungsunternehmen in Norwegen unterwegs sein könnten.

Die Home Fleet bekam den Befehl, aus Scapa Flow auszulaufen. Das zweite Kreuzergeschwader in Rosyth erhielt den gleichen Befehl. Das erste Kreuzergeschwader, das noch immer dabei war, die für Norwegen bestimmten Heereseinheiten einzuschiffen, bekam den Befehl, die Truppen wieder auszuschiffen und sich sofort dem anderen Flottenverband anzuschließen.

Lufthansapassagiere bringen Geheimbefehle

Es waren die für Narvik bestimmten Flotteneinheiten, die die Engländer gesichtet hatten. Der deutsche Verband war als erster ausgelaufen, weil der Weg nach Narvik am weitesten war.

Am Freitag, dem 5. April, hatte General von Falkenhorst seinen Gefechtsstand in Hamburg bezogen. Die deutsche Aktion „Weserübung“ lief.

Am 7. April flog Generalmajor Himer vom OKW mit einer planmäßigen Maschine der Lufthansa nach Kopenhagen. Und der Oberstleutnant im Generalstab Pohlmann flog in die norwegische Hauptstadt. Beide Herren waren in Zivil. Ihre Uniformen lagen im Gepäck einiger sie begleitenden Kuriere des Auswärtigen Amtes.

Himer wie Pohlmann hatten versiegelte Umschläge bei sich, die sie den deutschen Gesandten in Kopenhagen und Oslo aushändigen sollten. Die Kuverts enthielten ein von Ribbentrop ausgearbeitetes Memorandum, das der dänischen und norwegischen Regierung vorgelegt werden sollte, sobald die deutschen Truppen die Grenzen überschritten.

Nachdem Oberstleutnant Pohlmann mit den Militärattachés der deutschen Gesandtschaft in Oslo alle Vorbereitungen getroffen hatte, verbrachte er den Abend des 8. April als Gast des deutschen Gesandten Bräuer. Bis zu diesem Augenblick wußte Bräuer noch nichts von der geplanten deutschen Besetzung.

Über die letzten Stunden vor Beginn des Unternehmens berichtet Oberstleutnant Pohlmann:

„Die Spannung wächst mit jeder Umdrehung des Uhrzeigers ... Meine Gedanken verfolgen die einzelnen Kampfgruppen, die überall in voller Fahrt mit abgeblendeten Lichtern durch die hochgehende See ihren Zielen näherstreben. Endlich, um 23 Uhr, bitten wir Dr. Bräuer zu uns, die Siegel werden erbrochen, die wichtigen Dokumente herausgeholt. Selten habe ich einen Mann so überrascht gesehen wie ihn, als er nun aus meinem Vortrag die Gesamtplanung und die Rolle erfährt, die er bei der Sache zu spielen hat.“

Kurz vor 4 Uhr erkundigte sich der deutsche Konsul in Stavanger nach einem Stichwort „Weserzeit“. Da höchste Vorsicht geboten war, lehnte der Gesandte eine Auskunft ab. Bald danach flammten in den benachbarten Gärten der englischen und französischen Gesandtschaften Feuer auf; Stapel von Akten wurden fünf Stunden lang verbrannt.

Der britische Flottenverband des Vizeadmirals Whitworth hatte in den frühen Morgenstunden des 8. April planmäßig vor dem West-Fjord, der Einfahrt zum Hafen von Narvik, ein Minenfeld gelegt.

Früh um 5.30 Uhr setzte der britische Gesandte den norwegischen Außenminister von dieser Maßnahme in Kenntnis.

Die norwegische Regierung machte sich sofort daran, eine Protestnote an die Adresse Londons abzufassen. Sie war noch nicht übergeben, als der norwegische Generalstab eine Meldung über das Herannahen eines deutschen Flottenverbandes erhielt. Und dann traf im Generalstab eine Meldung ein, die bestätigte, daß eine deutsche Aktion im Gange war:

An diesem Vormittag war bei Lillesand der 5300 BRT große Transporter „Rio de Janeiro“ von einem britischen U-Boot torpediert worden und gesunken. Über 150 deutsche Soldaten, darunter 20 Verwundete, retteten sich an Land.

Bei der Vernehmung durch norwegische Offiziere gaben sie an, daß sie „unterwegs gewesen seien, um auf Ansuchen der norwegischen Regierung den Norwegern zu Hilfe zu kommen“.

In den Abendstunden des 8. April gab es für die Regierung in Oslo keinen Zweifel mehr, daß ein neuer Schlag Hitlers bevorstand.

Während die ersten deutschen Einheiten in Norwegen an den vorgesehenen Plätzen landeten, überschritten zur befohlenen Zeit, am 9. April 1940 um 5.15 Uhr morgens, deutsche Truppen die dänische Grenze.

Es war 4 Uhr morgens, als der deutsche Gesandte in Kopenhagen, Renthe-Fink, das dänische Außenministerium anrief. Fink sagte dem diensttuenden Beamten, daß er den Außenminister Dr. Munch um 5.20 Uhr zu sprechen wünsche.

Auch Renthe-Fink hatte erst um 23 Uhr des vorangegangenen Abends den versiegelten Umschlag aus Berlin geöffnet und daraus erfahren, was in den nächsten Stunden geschehen würde.

Renthe-Fink beschreibt, wie er das Memorandum Ribbentrops übergab, das den Bruch des am 31. Mai 1939 zwischen den beiden Ländern geschlossenen Nichtangriffspakts bedeutete:

„Trotz der frühen Stunde meines Besuches, die Ungewöhnliches erwarten ließ, war man auf den Inhalt meiner Demarche in keiner Weise vorbereitet. Die Nachricht, daß die deutschen Truppen bereits die dänische Grenze überschritten hätten und noch dazu im Begriff seien, in Kopenhagen zu landen, wollten sie zunächst nicht glauben.“

Auch die Kommandostellen der dänischen Truppen waren so überrascht, daß den deutschen Truppen kein Widerstand entgegengesetzt wurde. Der Frachter „Hansestadt Danzig“ und der deutsche Eisbrecher „Stettin“ liefen ungehindert mit deutschen Truppen an Bord in den Hafen von Kopenhagen ein. Lastwagen, die von Mitgliedern der Kopenhagener Ortsgruppe der Auslandsorganisation der NSDAP gechartert worden waren, standen am Hafen bereit. Einer der Wagen beförderte den schweren deutschen Funksender zur Zitadelle. Die gelandeten deutschen Truppen besetzten das Zollhaus und die Station der Hafenpolizei innerhalb fünf Minuten. Dann stürmten sie zur Zitadelle, überraschten die Wachen, zertrümmerten die Telefonzentrale und setzten ihren Sender in Betrieb.

Eine deutsche Abteilung begab sich zum Schloß Amalienborg, dem Sitz des dänischen Königs Christian X.

„Der Führer hat befohlen, daß im Augenblick der Besetzung die Flucht der Könige von Dänemark und Norwegen unter allen Umständen verhindert werden muß“, hieß es in einem Befehl Keitels.

Die Wache des Schlosses Amalienborg leistete Widerstand und eröffnete das Feuer. Sie wurde überwältigt.

Zur gleichen Stunde dröhnten deutsche Bombengeschwader über Kopenhagen dahin; sie waren geschickt worden, um die dänische Regierung zu beeindrucken, falls sie sich gegen die deutschen Forderungen sträuben sollte.

Es war 6.45 Uhr, als sich die dänische Regierung im königlichen Schloß versammelte. Nur einer, der Generalleutnant Prior, riet zum Kampf. Aber Verteidigungsminister Andersen sagte:

„Der Mut, den wir in der gegenwärtigen Situation brauchen, ist, sich die harten Tatsachen vor Augen zu halten und danach zu handeln."

Um 7.20 Uhr befahl der König, jeden Widerstand gegen die deutschen Truppen einzustellen. Die Regierung fügte sich den Wünschen Berlins unter formalem Protest.

In einer Proklamation forderte Christian X. sein Volk zu ruhiger und loyaler Haltung auf. Es war eine bittere Stunde für den König, aber seine Entscheidung ersparte seinem Volk viel.

Am Abend dieses 9. April berichtete der deutsche Gesandte an das Auswärtige Amt in Berlin:

„Der König war durch die Ereignisse tief beeindruckt. Er drückte seinen Wunsch aus, daß gutes Einvernehmen zwischen der dänischen Bevölkerung und den deutschen Truppen hergestellt würde. Auch sagte der König, er hoffe, ihm würde erlaubt, sein Wachbataillon zu behalten. Obgleich schmerzlich bewegt, drückte der König offen seine Bewunderung über die außerordentliche Schnelligkeit und Präzision der deutschen Truppen aus."

Seinen deutschen Lesern meldete der „Berliner Lokal-Anzeiger" an diesem Tag:

„Um die Freiheit und Unabhängigkeit Dänemarks und Norwegens gegen die vorbereiteten Angriffe der Westmächte zu schützen und zu verhindern, daß Nordeuropa zum Kriegsschauplatz gegen Deutschland gemacht wird, hat der Führer und Oberste Befehlshaber Adolf Hitler der Wehrmacht den Befehl erteilt, den Schutz der beiden nordischen Länder zu übernehmen."

Kein Schiff vor Oslo

Wie sein Kollege in Kopenhagen, hatte auch der deutsche Gesandte in Oslo, Bräuer, die Übergabe eines Memorandums telefonisch angekündigt.

Um 5.20 Uhr betrat Bräuer das Arbeitszimmer des norwegischen Außenministers Koht im Auswärtigen Amt auf der Victoria-Terrasse und trug die deutschen Forderungen vor.

Der Außenminister zog sich mit den Kabinettsmitgliedern zu einer Beratung zurück. Die Antwort der Regierung, die er dem deutschen Gesandten gleich darauf gab, war nur kurz:

„Wir unterwerfen uns nicht freiwillig. Die Kämpfe sind bereits im Gange."

Zu dieser Stunde waren die Kampfhandlungen noch weit von der Hauptstadt entfernt.

Die deutschen Kriegsschiffe, die die Landungstruppen brachten, hatten den Befehl, sich auf Anfrage als britische Schiffe auszugeben und zu melden, sie hätten keine feindlichen Absichten. Die List war allerdings vergebens. An vielen Stellen stießen sie auf starke Abwehr der Küstenbatterien und hatten schwere Verluste.

Im Oslo-Fjord war der norwegische Widerstand am heftigsten.

Um 5.20 Uhr nahmen die Batterien der Innenforts den schweren deutschen Kreuzer „Blücher" unter Feuer und versenkten ihn.

Währenddessen wartete im Hafen von Oslo der deutsche Marineattaché Schreiber – die Uniform unter einem Zivilmantel verborgen – vergeblich auf die Ankunft des Besatzungsgeschwaders. Um 7.18 Uhr meldete Oberstleutnant Pohlmann ziemlich ratlos durch Funk an die deutsche Befehlszentrale nach Hamburg:

„Vor Oslo kein Schiff zu sehen, kein Gefechtslärm zu hören ... Norwegische Regierung erklärt: Wir beugen uns nicht ..."

In der deutschen Gesandtschaft befürchtete man durch die Verzögerung, die Schiffe eine Krise des Unternehmens. Vorsorglich wurden besonders geheime Pa-

In Europa gingen die Lichter aus

piere verbrannt und Pistolen an die Gesandtschaftsmitglieder ausgegeben.

Um 8 Uhr erschienen die ersten deutschen Flugzeuge über der Stadt. Sie wurden von heftigem Abwehrfeuer empfangen. Sie bombardierten die Flugplätze Fornebu und Kjeller. Die Wendung trat ein, als um 9.23 Uhr Fallschirmtruppen den Flugplatz Fornebu bei Oslo in Besitz nahmen und so die Landung von etwa 1200 Mann Luftlandetruppen möglich wurde.

Er rief eine neue Regierung aus und ernannte sich zum Ministerpräsidenten.

Der Staatsstreich kam der deutschen Wehrmachtführung überraschend. In der deutschen Gesandtschaft meldete sich an diesem Nachmittag ein SA-Standartenführer namens Scheidt. Er wies sich als Beauftragter Rosenbergs aus. Und er verkündete, er habe soeben im Auftrage Rosenbergs mit Quisling über die Bildung der neuen Regierung verhandelt.

„Wie kommen Sie eigentlich hierher?"



Den Engländern zuvorgekommen *waren die Deutschen, als sie am 9. April 1940 an den wichtigsten Punkten Norwegens landeten. Das Vorhaben der Alliierten, am 8. April norwegische Häfen zu besetzen, wurde in letzter Minute verschoben. Die dann in der Zeit vom 14. bis 19. April gelandeten britischen und französischen Bataillone konnten sich gegen die deutschen Truppen nicht lange halten, und die norwegische Wehrmacht mußte kapitulieren*

Um 9.30 wurde auf der Zitadelle die königliche Standarte heruntergeholt. König Haakon und seine Familie, die norwegische Regierung und der Storting, das norwegische Parlament, verließen die Hauptstadt. Sie begaben sich nach Hamar, hundert Kilometer nördlich von Oslo, um von dort aus die Verteidigung zu leiten.

Am Nachmittag des 9. April hatten die in Fornebu gelandeten Truppen die Stadt erreicht. Sie wurden von dem Marineattaché der Gesandtschaft mit Kartenmaterial versorgt. Nach kurzer Zeit waren die wichtigsten Punkte Oslos besetzt.

An diesem Nachmittag glaubte nun auch Vidkun Quisling, seine große Stunde sei gekommen. Jetzt, unter dem Schutz der deutschen Waffen, hoffte der frühere norwegische Verteidigungsminister, die Führung an sich reißen zu können.

fragte der deutsche Gesandte. „Wann sind Sie eingetroffen?"

„Meine Papiere sind in Ordnung", gab Scheidt zur Antwort. „Mein Auftrag ist von Reichsleiter Rosenberg unterschrieben. Das muß Ihnen genügen."

Zur gleichen Stunde wurde Oberstleutnant Pohlmann in der Gesandtschaft von General Engelbrecht angerufen:

„Was soll denn das? Im Hotel Continental, wo ich mein Divisionsstabsquartier einrichte, erscheint ein Herr Quisling mit bewaffneter Leibgarde und erklärt, er sei jetzt Ministerpräsident und bewohne den dritten Stock. Wir sollten seine Wache neben der unseren vor dem Hotel aufziehen lassen. Ich weiß von dem Mann gar nichts. Kann ich ihn nicht verhaften?"

„Vor einer Viertelstunde hätte ich Ihnen gesagt, ‚schmeißen Sie den Kerl raus', Herr General", antwortete Pohl-

mann, „aber jetzt sitzt ein Beauftragter von Rosenberg nebenan im Zimmer und erklärt Quisling für dessen Schützling und Mittelsmann. Da können wir nichts machen."

Aber Pohlmann gab keine Ruhe. Er rief den Gefechtsstand in Hamburg an. Doch er bekam nur die Antwort: „Lassen Sie die Finger von der Quislingsache, uns sind alle politischen Befugnisse ausdrücklich abgesprochen. Da kann selbst der Befehlshaber nichts machen ..."

In dem Bemühen, Blutvergießen zu vermeiden, hatte der deutsche Gesandte König Haakon am 10. April in dessen neuem Quartier aufgesucht. Der Monarch lehnte es strikt ab, dem Schritt Quislings nachträglich auch nur einen Schein von Rechtmäßigkeit zu verleihen.

Am 12. April suchte Bräuer den evangelischen Bischof von Oslo, Berggrav, auf. Aber auch der erklärte:

„Es gibt nur zwei Obrigkeiten, die eine ist der König und die Verfassung, auf die ich den Eid abgelegt habe ... Die andere Macht sind die Bajonette ... Etwas Drittes gibt es nicht, also auch nicht Herrn Quisling. Dieser Mann ist Landesverräter, Herr Gesandter, nichts anderes."

Zu einer friedlichen Verständigung war es zu spät, zumal ein deutscher Luftangriff auf das königliche Hauptquartier in Nybergsund das Gegenteil von dem erreichte, was damit bezweckt worden war: Nach dem Angriff der achtzehn deutschen Maschinen am 11. April zogen der Generalstab, die rechtmäßige norwegische Regierung und der König sich tiefer in das Innere des Landes zurück, um den weiteren Widerstand zu organisieren.

In Berlin ordnete Hitler an, daß das gesamte Personal des Auswärtigen Amtes aus Norwegen zurückberufen und der Gesandte Bräuer zur Disposition gestellt wurde.

Bräuer ging als Offizier an die Westfront. Am 19. April traf der Gauleiter Terboven im Führerhauptquartier ein, um von Hitler selbst in seine Aufgabe als Reichskommissar für Norwegen eingewiesen zu werden.

In Narvik abgeschnitten

Die Nachrichten von der deutschen Aktion gegen Dänemark und Norwegen trafen die Welt völlig überraschend. Selbst Deutschlands Verbündeter, Italien, erfuhr von dem deutschen Schlag nicht eher als die Regierungen in Kopenhagen, Oslo, London oder Paris.

Erst am Morgen des 9. April wurde Mussolini ein Brief Hitlers überreicht:

„Duce, in den vergangenen Wochen ist es immer offenkundiger geworden, daß die Briten beabsichtigen, den russisch-finnischen Konflikt als Vorwand zu benutzen, um aus Skandinavien einen Stützpunkt für die Weiterführung des Krieges auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet zu machen ...

Da es sich um eine Frage unseres Lebensinteresses handelt, habe ich mich ent- →





In Europa gingen die Lichter aus

schlossen, die wichtigsten Punkte in Dänemark und Norwegen heute morgen durch deutsche See-, Land- und Luftstreitkräfte besetzen zu lassen ..."

„Ich billige von ganzem Herzen diese Handlung Hitlers", antwortete Mussolini dem deutschen Botschafter von Mackensen. „... genauso gewinnt man die Kriege. Die Demokratien werden schnell geschlagen werden. Ich werde der Presse und dem italienischen Volk den Befehl geben, der deutschen Aktion rückhaltlosen Beifall zu spenden."

In London und Paris wollte man es zuerst einfach nicht glauben, als man hörte, daß die Deutschen Dänemark besetzt und in Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim und Narvik Truppen gelandet hätten.

Narvik? – Der französische Ministerpräsident Reynaud suchte auf der Landkarte vergeblich nach einem Hafen ähnlichen Namens in Südnorwegen; er war überzeugt, es könne sich „unmöglich um den Erzhafen im Norden" handeln. Und in London meinte Chamberlain zuerst, es müsse ein Hörfehler vorliegen, er glaube, in Wirklichkeit sei der kleine Hafen Larvik bei Oslo gemeint.

Am Mittag des 9. April trafen der französische Ministerpräsident Reynaud, Daladier – in der neuen Regierung Verteidigungsminister – und der Befehlshaber der französischen Kriegsmarine, Admiral Darlan, mit einem Flugzeug in London ein.

Am Nachmittag tagte der Oberste Alliierte Kriegsrat. Die Franzosen vertraten noch immer die Ansicht, es han-

und mit Triumphmeldungen der Deutschen", schrieb Churchill von diesem 9. April 1940. „Es war augenscheinlich, daß die Deutschen uns zuvorgekommen waren, uns überrascht und ... übertölpelt haben."

In Narvik, wohin das erste britische Expeditionskorps unterwegs war, sah die Lage so aus:

Ohne den Feind getroffen zu haben, hatten zehn deutsche Zerstörer nach einer stürmischen Fahrt Narvik am 9. April angelaufen. Niemand hatte mit dem Auftauchen feindlicher deutscher Schiffe so hoch im Norden gerechnet, und im Hafen brannten noch einige Leuchtfeuer und wiesen dem deutschen Geschwader den Weg.

Ein Gebirgsjägerregiment unter Generalmajor Dietl landete und besetzte zunächst rasch die Stadt und die Umgebung Narviks. Die ostwärts zur schwedischen Grenze führende Erzbahn wurde gesichert.

Ein Teil der norwegischen Garnison kapitulierte. Der Rest zog sich kämpfend ins Gebirge zurück.

Und dennoch standen die Gebirgsjäger bald auf verlorenem Posten: Mehrere der Transportdampfer, die Kriegsgerät, Verpflegung und Munition für diese Truppen beförderten, hatten sich im Nebel verfahren und kamen verspätet an. Sie konnten nicht mehr in den Hafen einlaufen: Bereits am 10. April hatten britische Flotteneinheiten die Einfahrt in den West-Fjord von Narvik gesperrt. Dietl



„Ein König flieht" – mit dieser Unterschrift brachte die *„Berliner Illustrirte" am 6. Juni 1940 dieses Bild von König Haakon von Norwegen. Dieses Foto war aber eine Montage. Das Bild des Königs (Mitte) war einkopiert*

dele sich um einen deutschen Gegenschlag gegen die Verminung der norwegischen Gewässer durch britische Einheiten. Aber der britische Premier war dessen nicht so sicher. Der Umfang der deutschen Operationen, meinte Chamberlain, deute auf eine lange Vorbereitungszeit.

Die Franzosen drängten auf eine rasche Aktion. Sie hofften, Deutschlands Kräfte in Skandinavien so zu fesseln, daß es keinen Angriff gegen Frankreich führen könnte.

Die Briten zögerten, sich in ein improvisiertes Unternehmen zu stürzen. „Hätten wir nicht unter dem Druck des hartnäckigen Verlangens nach irgendeiner Aktion gestanden", hat Sir Samuel Hoare später zugegeben, „wir würden uns zu dem Unternehmen nicht haben hinreißen lassen."

Der Kriegsrat beschloß, starke Streitkräfte nach norwegischen Häfen zu senden. Zwei britische Bataillone sollten noch in derselben Nacht eingeschifft werden, eine französische Alpendivision in zwei oder drei Tagen. Weitere fünf Bataillone der Engländer in drei Tagen und vier weitere innerhalb vierzehn Tagen – insgesamt elf.

Die am 7. ausgeschifften Truppen gingen wieder an Bord. Der erste Geleitzug, der eine Brigade nach Harstadt bei Narvik bringen sollte, verließ die britische Insel am 12. April. Den Befehl führte Generalmajor Mackesy, der am 5. April bereits zum Kommandeur des Expeditionskorps ernannt worden war. Jetzt mußte Mackesy entsetzen, was er vorher nicht besetzt hatte.

„Drei Tage hindurch wurden wir überflutet mit Meldungen und Gerüchten ...

und seine Truppe waren damit von ihrem Nachschub abgeschnitten.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann der Gegner die schwachen deutschen Kräfte angreifen würde. Schon am 10. April wagten die Briten den ersten Vorstoß. Fünf britische Zerstörer versuchten, nach Narvik vorzudringen. Das mißlang, aber zwei deutsche Zerstörer, darunter das Führerboot, wurden vernichtet.

Am 13. April erfolgte der zweite Angriff von See her. Das britische Schlachtschiff „Warspite" und neun Zerstörer, unterstützt von Sturzkampfbombern des Flugzeugträgers „Furious", drangen in den West-Fjord ein. In einem harten Gefecht sanken vier der deutschen Boote. Die übrigen vier – kampfunfähig geschossen – wurden an Land gesetzt und gesprengt.

Während die Besatzungen der deutschen Zerstörer die schwachen Kräfte Dietls verstärken konnten, war der Verlust von zehn Zerstörern ein schwerer Schlag für die Kriegsmarine: Insgesamt hatte sie nur zweiundzwanzig moderne Zerstörer besessen. Die Lage der deutschen Gebirgstruppen wurde verzweifelt, als englische Truppen am 14. April in der Nähe Narviks landeten.

Bald setzten die Briten weitere Truppen auf norwegischem Boden ab; bei Namsos, hundertfünfzig Kilometer nördlich von Drontheim, und bei Andalsnes, zweihundert Kilometer südlich der so wichtigen Hafenstadt, je sechstausend Mann.

Der Plan der Briten war es, einen Keil



Österreichische Gebirgsjäger *in dem unwegsamen Gelände bei Narvik. Nach der Landung der Alliierten mußten die Gebirgsjäger unter dem Kommando des Generalmajors Dietl den Erzhafen räumen. Zusammen mit den Besatzungen der zerschossenen und gesunkenen Zerstörer zogen sie sich entlang der Erzbahn ins Gebirge zurück*

zwischen die deutschen Truppen zu treiben und sich im Raum Drontheim zu vereinigen. Wenn es gelang, bevor die nach Norden marschierende Heeresgruppe XXI die Hafenstadt erreichte, war Narvik nicht mehr zu halten.

„In der Reichskanzlei war in diesen Tagen der Teufel los" – so schreibt der Oberstleutnant im Wehrmachtführungsstab von Loßberg in seinen Erinnerungen:

„Hitler hatte größte Sorge um das Schicksal Dietls, die vielleicht dadurch verstärkt wurde, daß er gerade diesen General seit der Anfangszeit seiner Bewegung aus München gut kannte...

Da vorläufig für die Unterstützung Dietls weder Land- noch Seeweg in Frage kamen, mußte auf dem Luftwege geholfen werden. Munition, Schneeschuhe und viele andere fehlende Dinge wurden abgeworfen, der Fallschirmabsprung von Verstärkungen vorbereitet...

Aus Sorge um Dietl spielte Hitler sogar mit dem Gedanken, ob man die Truppen mit Wasserflugzeugen zurückholen könne..."

Pläne über Pläne wurden gemacht. U-Boote wurden mit Munition beladen und nach Narvik geschickt. Sie kamen nicht durch.

Am Nachmittag des 18. April schien die Entscheidung gefallen zu sein. Es war eine ungewöhnliche Entscheidung, eine der ungewöhnlichsten, die Hitler je getroffen hatte.

Oberstleutnant Loßberg saß in seinem Büro im OKW in der Bendlerstraße, als ihm ein Befehl aus der Reichskanzlei überbracht wurde, den er sofort als verschlüsselten Funkspruch an Dietl durchgeben lassen sollte. Dieser Befehl bedeutete die Preisgabe Narviks, des Erzhafens, mit dem die geradezu kriegsentscheidende Bedeutung dieses Unternehmens begründet worden war, für den zehn moderne Zerstörer und das Leben so vieler geopfert worden waren...

Von Loßberg starrte auf das Schreiben. Es gab keinen Zweifel. Er kannte Keitels Schrift, der den Befehl aufgesetzt hatte, und die Unterschrift Hitlers. Aber immer noch faßte er den Text nicht. Und doch war der Befehl klar und eindeutig:

Hitler ordnete an, daß Dietl mit seinen Truppen Narvik räumen, auf schwedisches Gebiet übertreten und sich mit allen Offizieren und Mannschaften internieren lassen solle.

IM NÄCHSTEN HEFT:

König Haakon verläßt sein Land - Notlandung bei Mecheln

Die Russen verstehen es besser

Fortsetzung von Seite 61

indischen Nacht glänzt. Die Tiefstrahler werfen ihre Lichterbahn auf die kühlen Wellen des Swimmingpools. Ich sehe die Silhouetten der indischen Frauen in fließenden Saris davor. Und die Männer im Lendenschurz, zerrende nackte Kinder an ihrer Hand. Sie wagen sich nicht in dieses Paradies. Der indische Bademeister würde sie vertreiben.

„Die Zusammenarbeit mit den Indern ist gut", sagt Herr Sperling.

„Das haben uns die Russen auch erzählt", sage ich.

„Ich weiß", lacht er, „aber die Russen machen bessere Propaganda. Sie verstehen es, über jede Tonne Roheisen, die sie produzieren, eine Meldung in die indischen Zeitungen zu lancieren. Sie können das fast täglich lesen. Bei uns hat man bisher geglaubt, auf public relation verzichten zu können. Wissen Sie, was man mir über unser Konsulat in Kalkutta als Lesestoff für die Inder schickte? Ich will es Ihnen sagen: Fünf Fahrpläne der Deutschen Bundesbahn."

„Ich habe da einen Artikel gelesen", sage ich.

„Ich weiß schon: ‚In Rourkela wird nicht Stahl, sondern werden Bastarde erzeugt'," zitiert Herr Sperling. „Das ist natürlich Unsinn. Sicher haben wir ein paar, wenn ich so sagen darf, schwarze Schafe unter uns. Natürlich kommen aus Kalkutta Flittchen herüber. Sie können sie abends vor dem Klub spazierengehen sehen. Natürlich hat es auch ein paar Geschichten mit Eingeborenenfrauen gegeben. Aber das sind Ausnahmen. Unsere Monteure sind abends viel zu müde. Sie gehen noch in den Klub ein Bier trinken. Dann fallen sie in die Koje. Frühmorgens müssen sie wieder raus. Sie haben es nicht leicht. Die Masse der indischen Arbeiter kommt direkt aus dem Dschungel, aus Dörfern, in denen noch mit Pfeil und Bogen gejagt wird. Sie haben vor ein paar Monaten noch nie einen Schraubenschlüssel gesehen, geschweige ein Stahlwerk. Da passieren dann schon Geschichten, die man ihnen nicht übelnehmen kann."

„Was für Geschichten?" frage ich.

„Da haben wir beispielsweise einen Bus. Es war eine Generalstabsarbeit, den Fahrplan auszuklügeln. Der Bus bringt morgens Monteure ins Werk, dann sammelt er die Schulkinder ein. Mittags holt er sie wieder ab, bringt die neue Schicht ins Werk, fährt die Feierschicht zurück. Eines Mittags kommt der Bus nicht. Unsere Monteure stehen und warten. Nur die Sonne ist da. Wir haben hier manchmal über 45 Grad im Schatten. Vom Bus keine Spur.

Ich fahre los, ihn zu suchen. Ich fürchte, es ist ein Unfall passiert. Aber ich finde unseren Bus heil und unversehrt unter schattigen Bäumen. Und unter dem Bus schnarcht der Fahrer.

‚Verdammt, was ist los?' sage ich. Der Fahrer kraucht hervor.

‚Was ist mit der Mittagstour?' sage ich.

‚Master, ich habe die Mittagstour schon gemacht.'

‚Wann?'

‚Master, ich war müde. Da habe ich die Mittagstour schnell heute morgen schon gemacht, damit ich jetzt schlafen kann.'

So was kann man hier erleben. Das geht auf die Nerven", sagt Herr Sperling, „die Inder müssen noch viel lernen." Er macht eine Pause. Dann sagt er: „Und wir auch." *Joachim Heldt*

IM NÄCHSTEN HEFT:
Die Maharadschas sind pensioniert

Düsenjäger - verfranzt und verschollen

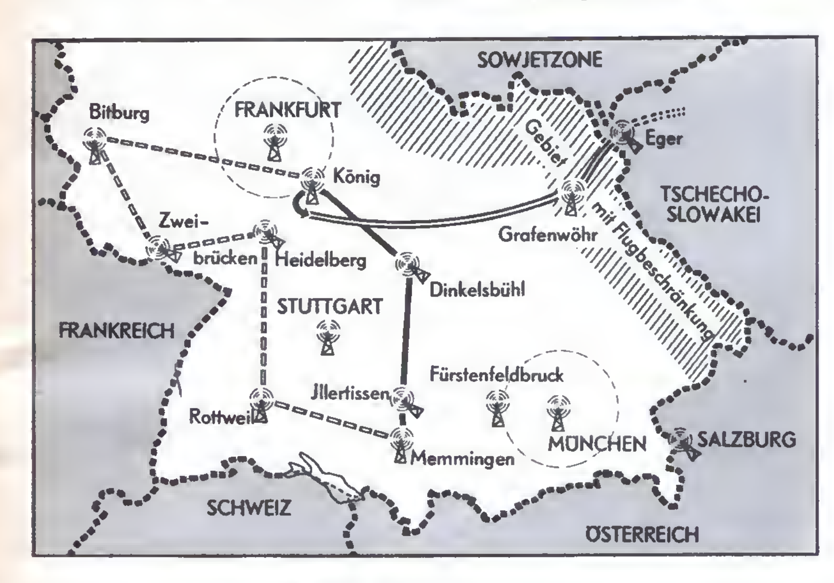
Fortsetzung von Seite 7

liche Kontrollstellen angerufen. Gleichzeitig stiegen zwei Flugzeuge der in Memmingen stationierten Staffel auf und suchten die nähere Umgebung ab: Es bestand die Annahme, daß sich die beiden Jagdbomber nur leicht „verfranzt" hätten. Aber DD-107 und DD-108 blieben ab 10 Uhr 25 verschwunden.

Es war der Chef des westdeutschen Spionageapparates, der General a. D. und Leiter des Bundesnachrichtendienstes, Reinhard Gehlen, der am vorvergangenen Sonnabend dem Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß die bedrückende Gewißheit verschaffte, daß die zwei Jagdbomber tatsächlich jenseits des Eisernen Vorhangs, nämlich in der Tschechoslowakei, niedergegangen waren. Die Piloten sind nach dieser Information am Leben. Bis zuletzt hatte sich der Minister gegen den unbequemen Gedanken gewehrt, seine hoffnungsvolle Fliegertruppe könnte von einem derart peinlichen Mißgeschick heimgesucht worden sein. Nicht einmal die bald nach Bonn durchgesickerte Nachricht, daß der tschechoslowakische Verteidigungsminister bereits zwei Tage nach dem Verschwinden der beiden Flugzeuge dem Prager Politbüro Bericht erstattet hatte, vermochte daß sie sich nach geraumer Zeit statt über der Rhein-Main-Metropole über dem fast 200 km östlich gelegenen sowjetzonalen Erfurt befand. Die Überraschung war allgemein. Die „Friedenswacht" fliegenden MIG-Jäger der Sowjets waren ob der auftauchenden westdeutschen Luftwaffenmaschine mindestens ebenso verdattert und eskortierten die verfranzte Noratlas zurück zur Zonengrenze, statt sie zur Landung zu zwingen, wie ihr Reglement es vorschreibt.

Selbst der erste Chefpilot des Bundesverteidigungsministers, Major Eisermann, stand in dem Verdacht, bei einem Anflug auf Braunschweig sowjetzonales Gebiet überflogen zu haben. (Strauß: „Wollten Sie mich in die Sowjetzone fliegen?")

Diese und andere Vorfälle waren denn auch der Anlaß dafür, daß der Chef des Kommandos der Luftwaffenschulen, der Brigadegeneral Trautloff, kürzlich die Einführung von zwanzig zusätzlichen Navigationsstunden bei der Ausbildung der Piloten anordnete. Da die amerikanischen Ausbildungsplätze durchweg in einer wolkenlosen Landschaft liegen, zeigen die in den USA geschulten Luftwaffenpiloten nach ihrer Rückkehr Unsicherheit, wenn sie ohne Erdsicht fliegen müssen. Eine dicke Wolkendecke lag eben auch an jenem Tag über Süddeutschland, als die beiden Jagdbomber verlorengingen.



Der falsche Kurs *der Düsenjagdbomber führte von Frankfurt-König über Grafenwöhr auf tschechisches Gebiet (doppelte Linie). Ursprünglich war ein Rundflug (gestrichelte Linie) vorgesehen*

Strauß zu überzeugen. Der Minister wähnte die beiden Maschinen auf westdeutschem Boden.

Indes, im Führungsstab der Luftwaffe auf der Bonner Hardthöhe war man sich sehr schnell darüber im klaren, daß die beiden Piloten Opfer eines fatalen Navigationsfehlers geworden waren. Sie hatten bei der Rückkehr von einem Übungsflug das Radioerkennungssignal (Funkfeuer) ihres Heimatflughafens Memmingen mit dem des in der Nähe der tschechischen Grenze gelegenen Flugplatzes Grafenwöhr verwechselt. Unglücklicherweise senden beide Funkfeuer auf der Frequenz 284 kHz und unterscheiden sich nur durch in regelmäßigen Abständen gemorste Kennungszeichen (Codings). Als die beiden Jagdbomber nun die Wolkendecke – wie die Flugzeugführer glaubten, bei Memmingen, in Wirklichkeit bei Grafenwöhr – zum Landen durchstießen, sahen sie allenfalls den für Düsenmaschinen viel zu kleinen Flugplatz des Truppenübungsplatzes. Daraufhin, so rekonstruierten die Luftwaffenstäbler in Bonn, hielten die Maschinen Kurs auf Nordost, um die Düsenflugplätze Lechfeld, Landsberg oder Fürstenfeldbruck, allesamt nordöstlich von Memmingen gelegen, zu erspähen. Allein, die Flugbasen, die man zu Gesicht bekommt, wenn man von Grafenwöhr nordostwärts fliegt, sind die tschechischen Plätze Pilsen und Eger.

Daß es bei dem fliegenden Personal der neuen deutschen Luftwaffe mit der Navigation bisweilen noch hapert, und daß sich Flugzeuge mit dem Kreuz bisweilen in den östlichen Luftraum verirren, dafür stellt das Malheur der Jagdbomber kein Einzelbeispiel dar. Im Frühjahr dieses Jahres stieg eine Noratlas-Transportmaschine von dem bei Hannover gelegenen Flugplatz Wunstorf zu einem Flug nach München auf. Die Maschine nahm zunächst Kurs auf Frankfurt, mit dem Erfolg,

Die nach Verschwinden der beiden Düsenflugzeuge auf deutschem Gebiet eingeleitete Suchaktion offenbarte gleich eine zweite Schwäche der neuen Luftwaffe. Obgleich die beiden Jagdbomber an einem Donnerstagvormittag verschwanden, waren erst am darauffolgenden Montag Luftwaffen-Hubschrauber zur Stelle, um die Suche zu erleichtern. Der Sprecher des Bundesverteidigungsministers, Hauptmann von Raven, entschuldigte das so: „Naturgemäß wurde zu Anfang auch auf das freundliche Anerbieten der Amerikaner zurückgegriffen." Tatsache bleibt, daß zwar bereits diverse deutsche Kampf- und Transportgeschwader aufgestellt worden sind, daß hingegen erst eine einzige Such- und Rettungsstaffel existiert – in Faßberg – die zudem noch im Aufbau begriffen ist.

Schließlich wird die Jabo-Affäre noch ein Nachspiel in der NATO haben. Obwohl die beiden Maschinen vom Typ F 84 älteren Baujahrs waren, verfügten sie doch über ein neuartiges Zielgerät, dank dessen die eingebauten Bordwaffen eine außergewöhnliche Treffsicherheit garantieren – ein vom östlichen Nachrichtendienst begehrtes Objekt. Nicht zuletzt um zu verhindern, daß dem Osten derart interessante Geräte in die Hand fallen, hatte noch vor einigen Wochen der Brigadegeneral Steinhoff aus dem Bundesverteidigungsministerium das fliegende Personal in einer Mitteilung an alle Kommandeure abschreckend gewarnt: An die in der Sowjetzone stationierten Jäger sei für den Fall des Überfliegens der Zonengrenze durch westdeutsche Luftwaffenmaschinen ein Schießbefehl ergangen, und dabei im Osten arretierte Bundeswehrangehörige könnten erst nach der Wiedervereinigung mit ihrer Heimkehr rechnen.

Kreuzworträtsel

1	2		3	4		■	5	6	7		8	9
10					■	11	■	12				
		■	13		14		15			■		
16		17	■	18					■	19		
20			21	■	22			■	23			
	■	24		25		■	26	27			■	
■	28				■		■	29				■
30	■	31			32	■	33				■	34
35	36			■	37	38		■	39		40	
41			■	42				43	■	44		
		■	45						46	■		
47					■		■	48				
49						■	50					

W a a g e r e c h t : 1. europäischer Staat, 5. Abendmahlsbrot, 10. Wundrückstand, 12. nordische Gattheit, 13. Vierkantsäule, 16. Sohn Noahs im Alten Testament, 18. Hülsenfrucht, 19. Bad in Hessen, 20. nordische Hirschart, 22. rumänische Münzen, 23. Sohn Isaaks im Alten Testament, 24. Musikzeichen, 26. deutsche Nordseeinsel, 28. geologische Formation, 29. männlicher Vorname, 31. Schwimmvogel, 33. Fluß im Harz, 35. kleine Bauernhütte, 37. chemisches Element, 39. griechische Siegesgöttin, 41. Platz, Stelle, 42. Stadt im Baltikum, 44. Körperteil, 45. Topfblume, 47. Stadt in Italien, 48. Märchengestalt, 49. Staat in den USA, 50. Behälter. — S e n k r e c h t : 1. norwegische Romanschriftstellerin (1882—1949), 2. Drahtstift, 3. finnische Hafenstadt, 4. Teil des Weinstocks, 6. Verwandte, 7. Mündungsarm des Rheins, 8. Papstkrone, 9. tätiger Vulkan in der Antarktis, 11. deutscher Strom, 14. Loubbaum, 15. altägyptische Himmelsgöttin, 17. alter Tanz, 19. italienische Schenke, 21. nordische Schicksalsgöttin, 23. weiblicher Varname, 25. Handlung, 27. tibetisches Rind, 30. Nachlaß bei Barzahlung, 32. männliches Haustier, 33. nordafrikanische Hafenstadt, 34. Gebäck, 36 männlicher Varname, 38. gekrümmte Linie, 40. Wendepunkt, kritische Lage, 42. Fluß in Oberitalien, 43. italienische Währungseinheit, 45. leichtes Ruderboot, 46. Aggregatzustand des Wassers.

Pyramidenrätsel

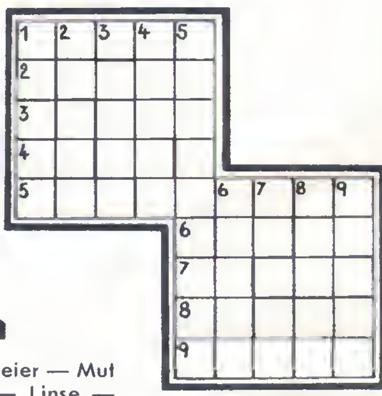
Die Wörter der nachstehenden Bedeutung sind van oben nach unten waagerecht in die Felder der Figur einzutragen. Bei jedem nachfolgenden Wort sind die Buchstaben des vorhergehenden zu verwenden und ein neuer Buchstabe hinzuzufügen.

Bedeutung der Wörter: 1. Konsonant, 2. Fluß in Italien, 3. amerikanischer Novellist (1809—1849), 4. Bühnenwerk, 5. männlicher Vorname, 6. Eingangstor.

Magisches Doppelquadrat

Aus den Buchstaben: aaa bb eeeeeeee eeeeeeeee t ggggg ii lllll nnn o rrrrrr tt sind die Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden und so in die Felder der Figur einzutragen, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. Handelsmakler, 2. eingedickter Fruchtsaft, 3. Lobrede, 4. Menschenrasse, 5. künstlicher, aus Kohle gewonnener Farbstoff, 6. Luftgeist, 7. Stern im Orionsternbild, 8. Strauch- und Baumfrucht, 9. weiblicher Vorname.



Vertauschte Herzen

Mitte — Meise — Reuse — Amt — Laute — Leier — Mut Ale — Wette — Stirn — Walze — Karte — Linse — Feger — Boude — Engel — Nanne — Brust — Mater — Bagen — Meier — Malta — Bluse — Tiber — Run — Spalier — Spitz — Arm — Ort — Verband — Barke Kelle — Haube — Scholle — Kiepe — Rispe — Lie — Mütze. — Bei den obigen Wörtern ist jeweils der mittlere Buchstabe gegen einen anderen auszutauschen, so daß wieder neue sinnvolle Hauptwörter gebildet werden. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die ausgetauschten Buchstaben, im Zusammenhang in der angegebenen Reihenfolge gelesen, ein bretonisches Sprichwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — a — an — ber — chard — chi — cho — cul — da — de — der — di — dar — e — en — er — garn — hi — ha — i — in — in — ker — ku — lan — lat — lie — lan — lu — lus — ma — mann — mi — mu — muff — na — nau — ner — ni — nie — no — ral — re — ri — stik — sto — tas — te — ti — tik — tu — un — zenz — sind die neunzehn Wörter der nachstehenden Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben — beide von oben nach unten gelesen — einen Sinnspruch ergeben: 1. männlicher Vorname, 2. Name eines Sonntags, 3. Ureinwohner von Amerika, 4. italienische Weinsorte, 5. australischer Bundesstaat, 6. europäischer Staat, 7. Mischling, 8. Lehre vom Schall, 9. deutscher impressionistischer Maler (1847 bis 1935), 10. römischer Feldherr, berühmter Feinschmecker, 11. Hausvorbau, 12. Staat der USA, 13. Schiffahrtskunde, 14. Schafott, 15. Kampfplatz, 16. Kirchenlied, 17. englisches Herrschergeschlecht, 18. europäischer Staat, 19. Papstname (ch = 1 Buchstabe).

1 ....
2 ....
3 ....
4 ....
5 ....
6 ....
7 ....
8 ....
9 ....
10 ....
11 ....
12 ....
13 ....
14 ....
15 ....
16 ....
17 ....
18 ....
19 ....

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 45

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Alm, 3. Luv, 5. Oka, 8. Regie, 9. Artus, 10. Egart, 12. Ade, 14. Ernst, 16. Leler, 19. Dress, 22. Gunst, 24. Ohr, 26. Gneis, 28. Anton, 29. Fakir,, 30. Sen, 31. Elf, 32. Enz. — Senkrecht: 1. Ara, 2. Leder, 3. Legat, 4. Varel, 6. Kurve, 7. Ast, 11. Angel, 13. Biene, 14. Eid, 15. SOS, 17. Emu, 18. Rat, 20. Rhône, 21. Sonne, 22. Griff, 23. Stein, 25. Ras, 27. Erz.

Guter Rat. Die folgenden Wörter werden gebildet: Strasse, Beirut, Flöz, Seine, Zaun, Sahne, Biene, Hunger; richtig in die Figur eingetragen, ergibt sich folgender Spruch: „Es ist besser auf einen Rat zu hören, als ihn zu geben."

Falscher Glaube. Die nach Entnahme von je einem Buchstaben verbleibenden Wortteile ergeben im Zusammenhang gelesen folgenden Spruch: „Wer einen Fehler begangen hat, glaubt, daß jedermann von ihm spricht."

Silbenrätsel. 1. Eugenie, 2. Impressionismus, 3. Navigation, 4. Mittellandkanal, 5. Arnswalde, 6. Lincoln, 7. Geschwader, 8. Eisenbahn, 9. Nachhut, 10. Ukelei, 11. Elegie, 12. Gerstenkorn, 13. Thrazien, 14. Niebuhr, 15. Insubordination, 16. Centesimo, 17. Hanswurst, 18. Travemünde, 19. Utopie, 20. Mimose, 21. Emblem, 22. Indonesien; die ersten und fünften Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben: „Einmal genuegt nicht, um eine Gewohnheit zu beweisen."



Wenn vier Leute dasselbe tun



Sie sitzen alle vier auf einer Bank. Die eine steht in Rom, die andere in Paris. Auf der römischen Bank (linkes Bild) sitzt Italiens lebendes Nationalmonument Gina Lollobrigida, aber der Herr am anderen Ende der Bank gerät trotzdem nicht aus der Fassung. Er liest. Er ist ganz woanders. Wenn er nicht ganz woanders wäre, vielleicht würde er fragen: Lollobrigida? Wer ist das? Daraus würde man entnehmen können, daß dieser Herr kein Fan ist... Ganz anders die Bank in Paris. Das junge Mädchen heißt Sylvia Casablancas und ist aus Mexiko herbeigeeilt, um den Mann, der sie gerade küßt, zu heiraten. Er ist der französische Tennisstar Jean-Noël Grinda. Einst war das Mädchen Sylvia mit Prinz Karim verlobt, dem Enkel des Aga Khan. Aber sie hat von der Liebe andere Vorstellungen: diese hier!

Eine Filmkritik im üblichen Sinne ist im Starkasten des Stern bisher nicht veröffentlicht worden. Wir haben uns darauf spezialisiert, die kleinen und großen Schwächen und Torheiten der Leute zu beleuchten, die die Filme machen.

Heute aber möchte Sie der Starkasten-Redakteur auf einen Film hinweisen, der es verdient, daß jeder von uns ihn sieht. Es ist „Die Brücke", ein Kriegsfilm, wenn man will, der uns die ganze verdammte Sinnlosigkeit des letzten Krieges an den Schicksalen einer Handvoll sechzehnjähriger Oberschüler vor Augen führt. Es ist ein Film, der uns haargenau zeigt, wie es damals war, wie es wirklich war. Hundert Minuten lang reißt die Kamera das Geschehen an sich, zeigt uns, was hinter dem vordergründig Sichtbaren steckt. „Die Brücke" ist ein Film, in dem es keine Stars gibt. Er läuft ohne Vorspann und ohne das Wort „Ende". Schon durch diese Aufmachung setzt er sich von den üblichen Streifen deutscher Produktion ab. Er wird sicher höchste Prädikate und internationale Preise einheimsen, und bereits heute hört man, er sei unter die besten deutschen Filme der letzten 25 Jahre zu rechnen. Aber nicht deshalb, weil es ein gutgemachter Film ist, empfehlen wir ihn, sondern aus diesem Grund: Hier wird versucht, die Vergangenheit ehrlich heraufzubeschwören und denen, die sie nicht mehr erlebt haben, weil sie zu jung oder noch gar nicht geboren waren, ehrlich glaubhaft zu machen – ja, vielleicht wird sie hier sogar zu einem Teil bewältigt, aus einer Gesinnung heraus, die alle Achtung abnötigt.



Am Tag davor saßen sie noch auf der Schulbank ...

Kino ohne schöne Stunden: „Die Brücke"



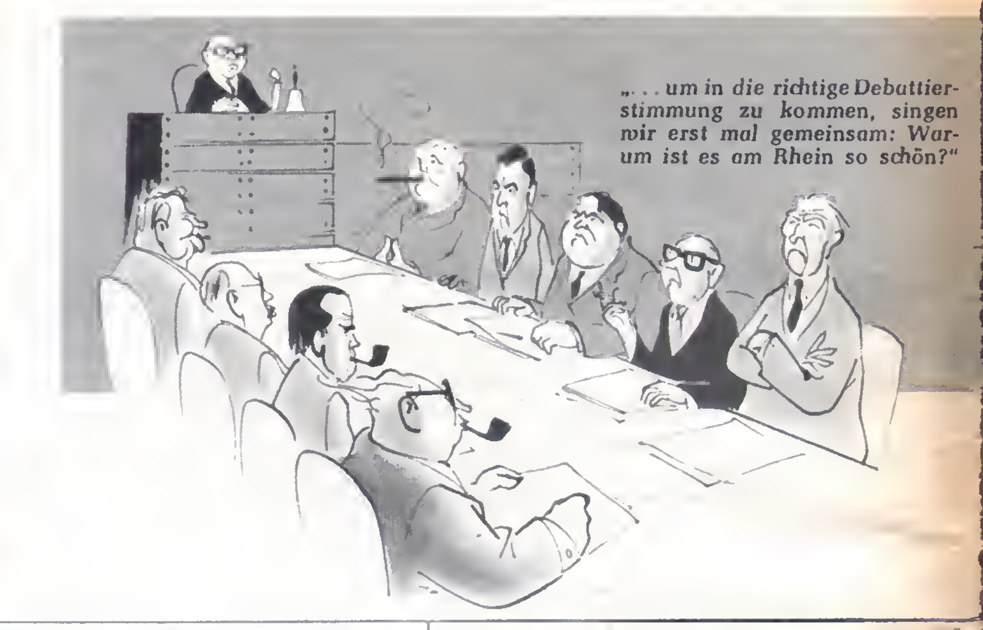


... am Tag danach fielen sie in sinnlosem Kampf

Umfragen in den Kinos, die „Die Brücke" jetzt zeigen, haben ein bemerkenswertes Ergebnis gebracht: Die Mehrzahl der Zuschauer sind junge Leute, Teenager, wie man heute sagt. Fast ohne Ausnahme verlassen sie diesen Film betroffen, wenn nicht bestürzt. Sie haben allen Grund dazu. Was sie soeben gesehen haben, muß ihnen unfaßbar erscheinen. Aber es hat sich zugetragen. Und nicht nur an dieser Brücke. Die Älteren unter uns wissen es.


PLENARSAAL
„... immer noch besser als die langweiligen Debatten von früher, Herr Ollenhauer!"
„Da Sie nachweislich dreimal hintereinander zu spät zur Sitzung gekommen sind, wird der Kollege Strauß Sie jetzt mal etwas munter machen."

Strei


„... um in die richtige Debattierstimmung zu kommen, singen wir erst mal gemeinsam: Warum ist es am Rhein so schön?"



„Tut mir leid, Herr Abgeordneter, aber Ihre Bußgeldschulden sind höher als Ihr Diätenguthaben."





„Ich muß Sie bitten, mir vor dem Betreten des Plenarsaales sämtliche Manuskripte und Notizen auszuhändigen."

ten für Deutschland

Aus Unmut über die zum Teil gähnend langweiligen Debatten mit langen, vom Manuskript verlesenen Reden, wollen die beiden großen Parteien einen neuen Vorstoß zur Parlamentsreform unternehmen. Ziel der Reform ist, die Debatten zu straffen und zu aktualisieren. Man will den Plenarsaal nach dem Vorbild des britischen Unterhauses (Opposition und Regierungspartei sitzen sich gegenüber) umbauen. — Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier hat bereits angeordnet, daß alle Abgeordneten an drei festgesetzten Tagen in der dritten Sitzungswoche in Bonn sein müssen, wenn sie nicht eine Geldbuße zahlen wollen.



„Sie sind kerngesund und melden sich morgen früh auf der Bußgeldstelle, Herr Kollege!"



„... er hat sich in der Kantine hinter der Theke versteckt, Herr Präsident."



„Sehen Sie selbst, wie lebhaft jetzt bei uns in Deutschland debattiert wird ..."

Zeichnungen: Fritz Wolf

Sternschnuppen

BÜRGERSTOLZ. Den Bürgern van Emlichheim in Niedersachsen schien ihr Rathaus nicht mehr schön genug, seit das Dorf durch Ölquellen reich gewarden war. Als sie nun erfuhren, daß ihr Rathaus nur umgebaut werden sollte unter Verwendung der alten Mauern, brachen sie es nächtlings kurzerhand ab. Den Gemeindevertretern blieb nichts anderes übrig, als einen Neubau zu beschließen.

EIGENTOR. Vier Jahre lang zahlte die Pensionskasse der Stadt Mailand eine Unfallrente an Camilla Saragas, den der Arzt wegen eines Betriebsunfalls arbeitsunfähig geschrieben hatte. Der Bericht einer Sportzeitung brachte Saragas nun um seine Rente; sie hatte sein Foto veröffentlicht mit der Unterschrift: Als Mittelstürmer entschied er durch seine rasant vorgetragenen Angriffe das Spiel.

BETRIEBSLÄRM. Das Pariser Kabarett „Chez Clo-Clo" hat in einer Telefonzelle ein Tonbandgerät einbauen lassen, das auf Wunsch des telefonierenden Gastes Schreibmaschinengeklapper und Konferenzgemurmel liefert — als Untermalung zu Gesprächen mit der zu Hause wartenden Gattin.

ELASTISCH. Ein Händler, der auf einem der Hamburger Wochenmärkte bisher Kartoffeln verkauft hatte, wechselte wegen der hohen Preise die Branche. Durch ein Schild verkündete er seiner Kundschaft: „Bis die Kartoffelpreise trudeln, verkauf' ich nur nach Eiernudeln."

KOLLEGEN. Bei einem Betriebsausflug in den Weinort Mayschoß an der Ahr kam es zu einer Schlägerei unter 300 Beteiligten. Die gesamte Polizeimacht des Kreises mußte mit Wasserwerfern und Gummiknüppeln eingreifen, um die Kollegen voneinander zu trennen.

SELBSTBEDIENUNG. In Fürth rannte ein Mann zur Polizei, weil er bei seiner abendlichen Heimkehr in die Wohnung sein Fernsehgerät vermißte. Die Polizei fand den „Dieb" sehr schnell: Es war ein Gerichtsvollzieher, der den Apparat gepfändet und abgeholt hatte.

SCHULBEISPIEL. Vor acht Jahren hatte die Kaulbergschule in Bamberg ein Fest zum „Tag des Baumes" veranstaltet, und der Bürgermeister hatte zusammen mit den Schulkindern feierlich vier Pappeln gepflanzt. Jetzt mußten die jungen Bäume gefällt werden, weil sie den Klassenzimmern das Licht wegnahmen.

HAUSORDNUNG. Bei der Renovierung des Rathauses Berlin-Steglitz erhielten die Dienstzimmer der Beamten vom Stadtinspektor an aufwärts Tapeten. Wer unter diesem Rang liegt, muß sich mit einem Ölfarbenanstrich an den Wänden begnügen.

FESTREDE. Bei einem Fest der Kadettenschule von Dartmouth sollte nach vielen Ansprachen auch Feldmarschall Montgomery noch eine Rede halten. Er sagte nur drei kurze Sätze: „Ich möchte Sie nicht aufhalten. Sie alle wollen sicherlich nach Hause. Ich auch." Damit erhielt er den größten Beifall.

FERNSPRECHGEBÜHREN. Ein Bäckermeister in Konstanz stritt sich am Telefon mit einem Oberbaurat der Stadt und sagte dabei: „Ich muß Ihnen wohl erst 1000 Mark bringen, damit ich meine Baugenehmigung erhalte." Er wurde deshalb wegen Beleidigung zu einer Geldstrafe von 300 Mark verurteilt.



Zeus Weinsteins Abenteuer

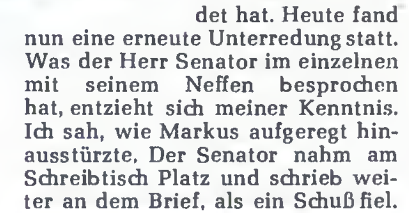
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt, sondern rein zufällig

20. Fall: Mit Adam fing die Sünde an

Diesmal steht der Meisterdetektiv vor einem besonders rätselhaften Fall. Der Senator Lobetanz ist in seiner Bibliothek erschossen worden. Weinstein vernimmt am Tatort zwei Personen, nämlich Markus, den Neffen des Erschossenen, und Herrn Adam Will, Lobetanzens Privatsekretär. Beide geben zu, daß sie im Hause waren, als der tödliche Schuß fiel.

Die Aussage des Sekretärs Will

Herr Lobetanz unterstützte seinen Neffen regelmäßig mit Geld. In letzter Zeit, als er beträchtliche Spielschulden gemacht hatte, wurde der junge Herr unverschämt. Vorgestern stand ich – rein zufällig natürlich – hinter der Tür und hörte, wie der Senator seinen Neffen anherrschte: „Ich werde dich enterben, du Taugenichts! Noch heute schreibe ich an meinen Vermögensverwalter und werde ab sofort alle Zahlungen an dich sperren lassen." – Ich weiß, daß der Herr Senator diesen Brief begonnen, aber nicht vollendet hat. Heute fand nun eine erneute Unterredung statt. Was der Herr Senator im einzelnen mit seinem Neffen besprochen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich sah, wie Markus aufgeregt hinausstürzte. Der Senator nahm am Schreibtisch Platz und schrieb weiter an dem Brief, als ein Schuß fiel.



Will sieht Markus mit Lobetanz sprechen

Die Aussage des Neffen Markus

Bei der erregten Aussprache, die ich vor zwei Tagen mit meinem Onkel hatte, drohte er mir, mich zu enterben. Ich kam heute wieder, um mich bei ihm zu entschuldigen. Als ich die Tür zum Wohnzimmer öffnete, bot sich mir ein furchtbarer Anblick. Der Sekretär meines Onkels, Herr Will, hielt meine Frau Tante im Arm, und die verehrte Gattin meines Onkels schien sogar Gefallen daran zu finden. „Bald bist du mein, Manuela", hörte ich den Schamlosen flüstern. Und dann: „Ich weiß, daß dein Mann einen Brief angefangen hat, der seinem Neffen alles andere als recht ist. Ich weiß, wo dieser Brief liegt. Laß mich nur machen. Die Polizei wird überzeugt sein, daß Markus seinen Onkel im Affekt erschossen hat." Während der Unterredung ging ich einmal hinaus und hörte dann einen Schuß.



Markus ertappt Will und Frau Manuela

Erst lesen, dann lösen



„Ich sah den Herrn Senator schreiben, *als der Schuß fiel. Hier saß er am Schreibtisch. Ich rannte dann nach oben, um die gnädige Frau zu rufen." Dies sagt der Sekretär Will bei der Vernehmung. „Haben Sie etwas angerührt, bevor ich kam?" fragt Weinstein. „Nein, nichts", behauptet Will. Ganz rechts der erschütterte Neffe Markus, neben Will steht Frau Manuela. Links im Sessel der erschossene Senator Lobetanz*

Frage: Was spricht gegen die Aussage des Sekretärs Will?

Teilnahmebedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an ZEUS WEINSTEIN BEIM STERN, Hamburg 100. Fügen Sie bitte den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 290" hinzu. Einsendeschluß ist der 25. November 1959 (Poststempel). 3. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.

1. Preis: eine Präzisions-Armbanduhr im Werte von 150 DM

2.—6. Preis je ein Sternbuch im Werte von 19,— DM bis 25,— DM; 7.—16. Preis je ein Sternbuch im Werte von 14,80 DM bis 16,80 DM; 17.—31. Preis je ein Sternbuch im Werte von 9,80 DM; 32.—81. Preis je ein Sternbuch im Werte von 7,80 DM. Die Gewinner der Preise 2—81 können nach freier Wahl aus der Produktion des Nannen-Verlages Ihre Wünsche bekanntgeben.

Ergebnis des Zeus-Weinstein-Preisausschreibens Nr. 286

„Keine Angst vor hohen Tieren" hatten Zeus Weinstein und sein Kollege K. Nach Aussage des Kommerzienrats sollte sein Wagen den ganzen Tag vor der Tür gestanden haben. Die beiden Detektive sahen aber, daß der Wagen erst nach dem einsetzenden Regen geparkt wurde, die trockene Stelle unter dem dahinterstehenden Auto beweist es. — Der erste Preis, eine Präzisions-Armbanduhr, fiel an Herrn Bernhart Hauck, Köln. Die Gewinner der Preise 2—81 werden durch die Post verständigt.

Das Sportgespräch

Die Scheuklappen, mit denen Avery Brundage, Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), sein Amt versieht, sind wirklich beachtlich. Er hat den französischen Journalisten André Chassaignon wegen Beleidigung verklagt. Chassaignon hatte in der Zeitschrift „Miroir des Sports" geschrieben: „Die olympische Flagge ist das Symbol der Lüge." In diesem Artikel hatte der Verfasser dem IOC-Präsidenten vorgeworfen, er sähe mit geschlossenen Augen zu, wie Amateure zum Meineid gezwungen würden, indem sie den olympischen Eid auf sich nähmen und erklären müßten, daß sie für ihre sportliche Tätigkeit keine Entschädigung erhielten.

Kurios wurde diese Geschichte erst durch das Gerichtsurteil. André Chassaignon und der Herausgeber der Sportzeitschrift wurden zu 100 000 Francs (etwa 1000 Mark) Geldstrafe verurteilt. Das Gericht sah in Verkennung der wirklichen Tatsachen in dieser Behauptung eine Beleidigung. Jetzt müßte Avery Brundage auch mich verklagen, denn ich schließe mich der Ansicht André Chassaignons an.

Die Heuchelei beginnt schon damit, daß vor den Olympischen Spielen die Vertreter der Nationalen Olympischen Komitees die Erklärung abgeben müssen, daß ihre Olympia-Teilnehmer blütenweiße Amateure sind. Das heißt, die Aktiven dürfen aus ihrem Sport keinen materiellen Vorteil gezogen haben. Sollte der jeweilige Vertreter eines Nationalen Olympischen Komitees tatsächlich ahnungslos sein, legt er zumindest unbesehen für andere die Hand ins Feuer.

Mir erzählte neulich ein Skikamerad folgende amüsante Geschichte: Vor drei Jahren kam der österreichische Skiläufer Gramshammer zu ihm und sagte: „Kannst mer net sagn, wie mer zu Geld kommt?"

„Was bist von Beruf?" fragte mein Bekannter.

„Käser", war Gramshammers kleinlaute Antwort. „I arbeit auf einer Alm."

Vor wenigen Wochen kam Gramshammer wieder zu ihm. Er war inzwischen ein Skistar geworden. „Kannst mer net einen Porsche besorgn?" Und er kaufte gegen Barzahlung einen Porsche.

Da sage mir einer, der Sport ernähre seine Leute nicht.

Avery Brundage ist wirklichkeitsfremd. Er gilt als hartnäckigster Verfechter des Amateurstandpunktes und sieht seine Lebensaufgabe darin, den kommerziellen Gedanken im Sport zu verbannen. Das klingt sehr lobenswert. Leider lebt dieser Herr um ein halbes Jahrhundert zu spät. Avery Brundage selber hat durch den Sport noch keinen Cent verdient. Er ist wahrscheinlich auch der einzige Funktionär, der seine Spesen selbst trägt. Man sagt es wenigstens von ihm. Er kann es sich auch leisten, denn Avery Brundage ist Millionär.

Der internationale Sport hat heute eine Entwicklung genommen, die längst eine Reform in der Amateurfrage hätte nach sich ziehen müssen. Es ist aber nichts geschehen, und so werden bei keiner Gelegenheit in der ganzen Welt soviel Meineide auf einmal geschworen wie anläßlich der Olympischen Spiele.

Nicht jeder ist Millionär wie Avery Brundage, und so werden die Athleten täglich vor die Entscheidung gestellt: Sport oder Beruf. Und nur ganz selten findet sich noch eine aufrichtige Seele wie der belgische Weltrekordläufer Roger Moens, der 1956 erklärte: „Ich nehme an den Olympischen Spielen nicht teil, weil ich einem Beruf nachgehen muß und die Zeit für ein ausgiebiges Training nicht mehr habe."

Was will man aber tun, wenn ein Olympiakämpfer nach den Spielen erklärt, er sei gar kein Amateur gewesen und habe immer Geld für seine sportlichen Leistungen bezogen? Wie es der schwedische Weltmeister im Skilauf Alf Dahlquist tat. Man kann ihm — wie es bei dem Zehnkampfsieger von 1912, dem Indianer Jim Thorpe, geschah — die Goldmedaille wieder absprechen.

Vielleicht wäre es aber besser, die Herren vom Internationalen Olympischen Komitee und von den zahlreichen Nationalen Komitees würden den Artikel André Chassaignons etwas gründlicher lesen. Und sich ihn vor allem zu Herzen nehmen. Ohne zu klagen! Vielleicht fänden sie eine Lösung.

Bis zum nächstenmal
Ihr

Helmut Sohre

Sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 15. BIS 21. NOVEMBER 1959

Das Zeitgeschehen wartet mit vielleicht außergewöhnlich interessanten, nie dagewesenen Ereignissen auf, die sich auf den verschiedensten Gebieten vollziehen können. Am wahrscheinlichsten treten sie im Umkreis der Technik, des Verkehrs, der Kunst, der Volkswohlfahrt und der Politik ein. Der Optimismus, in dem sich die Weltöffentlichkeit wiegt, wirkl ein wenig krampfhaft. Die offiziellen Diskussionen werden mit viel Temperament geführt. Resultate rücken aber wieder in weitere Ferne. Die Erörterung der Deutschlandfrage dürfle längst in reines Geschwätz ausgeartet sein.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Sie können jemand nicht so häufig sehen, wie es Ihnen am Herzen liegt. Fürchten Sie aber keine Entfernung, die Beziehung wird eher noch enger. Am 18./19. XI. werden Sie sich beruflich hervortun und eine Prämie erhalten.

1.—9. Januar Geborene: Es ist nicht mehr hinauszuschieben, daß Sie sich verabschieden. Man kann Ihnen einen vielbegehrten Platz schließlich nicht ins Unabsehbare freihalten. Am 19./20. XI. ein großes Fest steigen zu lassen, ist denkbar überflüssig.

10.—19. Januar Geborene: Ihre Chancen sind in der Zusammenarbeit mit Gleichstehenden für die nächste Zeit ganz ungewöhnlich. Eine neue Sache, mit der Sie an die Öffentlichkeit treten, schlägt ein.

WASSERMANN

20.—29. Januar Geborene: Ihren Aufstieg kann niemand mehr verhindern. Allerdings müssen Sie beweglich bleiben und sich auf die wechseinden Situationen immer rasch einstellen. Der 16./17. XI. ist ein ausgezeichneter Termin für Vertragsabschlüsse oder einen neuen Start.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Gesundheitlich und finanziell waren Sie schon besser daran. Die Zwischenfälle der Vorwoche können sich wiederholen. Am 21./22. XI. ist das Ärgste aber schon überstanden. Ein Ortswechsel beschleunigt die Besserung.

9.—18. Februar Geborene: Wenn Sie sich in den kommenden Tagen durch nichts aus der Ruhe bringen lassen, sind zum Schluß doch nur Sie der Gewinner. Andernfalls werden Sie vielleicht tief in die Tasche greifen müssen. Am 20./21. XI. soliten Sie fernbleiben.

FISCHE

19.—28. Februar Geborene: Ehe Sie in die neue Sache einsteigen können, werden Sie mit den Konkurrenten noch manchen Strauß auszufechten haben. Was schon perfekt schien, wird erneut aufgerolit. Am 17./18. XI. wäre es grundfalsch, in einem Punkt nachzugeben.

1.—9. März Geborene: Die letzten Wochen brachten Ihnen schöne Erfüllungen. Sie können Ihren Aktionsradius weiter vergrößern. Am 15./16. XI. muten Sie sich jedoch entschieden zuviel zu, und depressive Anwandlungen könnten die Folge seln.

10.—20. März Geborene: Ihnen öffnen sich augenblicklich alle Türen wie von seiber. Vielleicht stellen Sie am 19./20. XI. die Öffentlichkeit vor eine vollendete Tatsache. Das Echo darauf wird sensationell sein.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Das Schicksal hat Ihnen mitgespieit. Daß die Lehren, die Sie daraus zogen, nicht vergessen sind, können Sie am 20./21. XI. beweisen, wenn Sie sich für einen neuen Weg entscheiden. Eine berufliche Prüfung bestehen Sie mit Auszeichnung.

31. März bis 9. April Geboreoe: Zum ersten Male wollen Sie sich gemeinsam auf einer Gesellschaft zeigen. Überlegen Sie, ob das nicht noch etwas verfrüht ist. Die Konstellationen lassen dafür erst das nächste Wochenende geraten erscheinen.

10.—19. April Geborene: Vorgesetzte haben Sie auf Ihrer Seite, das Verhältnis zu Kollegen ist korrekt, aher ziemlich kühl. Durch Gefälligkeiten können Sie dieses Klima leicht verhessern. Am 19./20. XI. sieht es jedoch nach einer Panne aus.

STIER

20.—30. April Geborene: Entwickeln Sie mehr eigene Initiative, anstatt sich auf die anderen zu verlassen. Sie können unter den jetzigen, veränderten Umständen viel erreichen. Eine private Ahmachung am 19./20. XI. erfüllt Sie mit großen Hoffnungen.

1.—10. Mai Geborene: Man stellt Sie zur Rede. Nehmen Sie die Gelegenheit nicht nur zu Ihrer Verteidigung wahr, sondern packen Sie einmal gründlich aus. Ihre entschlossene Haltung wird ihre Wirkung nicht verfehlen.

11.—20. Mai Geborene: Sie sind auf den Geschmack gekommen. Hoffentlich übernehmen Sie sich nicht. Es wäre doch ärgerlich, wenn Sie in dieser ergiebigen Woche eine Zwangspause einlegen müßten. Am 19. 20. XI. haben Sie großes Glück.

ZWILLINGE

21.—31. Mai Geborene: Ein Erlolg läßt sich ausbauen. Ehe Sie den ersten Schritt tun, wird man wahrscheinlich schon auf Sie zukommen. Nehmen Sie eine Einladung am 16./17. XI. unbedingt an. Am 20./21. XI. dürften Sie stürmisch gefeiert werden.

1.—10. Juni Geborene: Man hat Sie ins Herz geschlossen. Nutzen Sie die Vorteile, die sich daraus ergeben, aber nutzen Sie sie nicht unbedenklich. Am 19./20. XI. täuschen Sie sich sehr, wenn Sie annehmen, jemand durchschaute Ihr charmantes Spiel nicht.

11.—21. Juni Geborene: Sie stellen sich vor und werden im gleichen Augenblick schon gewonnen haben. Auf eine beschleunigte Verhindung zu dringen, erregt jedoch Verwunderung. Am 17./18. XI. gibt man ihnen zu Ehren eine Gesellschaft.

KREBS

22. Juni bis 1. Juli Geborene: Daß sich jemand von Ihnen abgewandt hat, können Sie noch immer nicht verwinden. Ihre Entschlußkraft ist wie gelähmt. Zum Glück ist ein Vorfall am 18./19. XI. dazu angetan, Sie aufzurütteln und Ihnen den Kopf zurechtzusetzen.

2.—12. Juli Geborene: Ein Zusammentreffen unter ungewöhnlichen Umständen wird einen ähnlich ungewöhnlichen Verlauf nehmen. Erst hinterher erkennen Sie, daß Sie gerade das kampflos preisgegeben haben, was Sie unbedingt verteidigen wollten.

13.—22. Juli Geborene: Greifen Sie persönlich nur ein, wenn es wirklich notwendig ist. Sie haben hervorragende Mitarheiter, die es verdienen, daß Sie ihnen alle Freiheiten lassen. Am 19./20. XI. spielt man Ihnen einen Streich.

LÖWE

23. Juli bis 1. August Geborene: So freundlich, so beifällig, so iobend hat man sich überhaupt noch nicht über Sie ausgesprochen. Wo Sie erscheinen, sind Sie sofort der Mittelpunkt. Dabei ist das, was Sie am 15./16. und 20./21. XI. bieten, nur eine Kostprobe Ihres Könnens.

2.—12. August Geborene: Jetzt können Sie die Fesseln sprengen. Die Gegner sind überrascht, denn so viel hatten sie Ihnen nicht zugetraut. Nutzen Sie die Verwirrung, um Vorsprung zu gewinnen. Am 21./22. XI. haben Sie jemand wiedergefunden.

13.—22. August Geborene: Vielleicht treffen Sie die bittere Feststellung, daß man Ihren Idealismus schamlos ausgenutzt hat. Nun ist guter Rat teuer. Wollen Sie neue Verluste vermeiden, denken Sie am 21./22. XI. bitte nicht an Revanche.

JUNGFRAU

23. August bis 1. September Geborene: Gewiß gibt es hei Ihnen im Augenbiick ziemliche Schwierigkeiten, aher ist das ein Grund, aufzugeben? Bei Ihrem hohen Leistungsniveau kann Ihnen ernstlich jedenfalls nichts passieren. Am 18./19. XI. wird Ihnen das auch klar.

2.—12. September Geborene: Sie haben alles sehr geschickt eingefädelt. Zweifellos ist davon bis jetzt noch nichts in die Öffentiichkeit gedrungen. Das kann sich jedoch jede Minute ändern. Am 16./17. XI. fulgt man Ihnen auf Schritt und Tritt.

13.—22. September Geborene: Finanziell ist dieser Abschnitt sehr einträgiich. Amtliche Stellen erwarten Ihren Besuch. Es fragt sich, ob es etwas hilft, wenn Sie sich mit Vergeblichkeit entschuldigen.

WAAGE

23. September bis 2. Oktober Geborene: Nachdem Sie reinen Tisch gemacht haben, verstehen Sie selbst nicht mehr, warum Sie sich mit den unerträglichen Zuständen so lange abgefundeo haben. Ein neues Glück winkt schon, am 18./19. XI. hegegnen Sie ihm.

3.—12. Oktober Geborene: Sie wirken suggestiv. Man möchte Ihre Gesellschaft keinesfalls missen. Jemand, der Ihnen in letzter Zeit häufiger begegnete, gefällt Ihnen immer besser. Am 21./22. XI. sollten Sie trotz allem nein sagen können.

13.—23. Oktober Geborene: Sie treffen den Geschmack Ihres Publikums. Auf lange Sicht bereitet sich für Sie ein ganz außerordentlicher Aufstieg vor. Am 17. XI. kommt ein Besucher gewiß nicht nur, um mit Ihnen ein bißchen zu plaudern.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Ihre Ausdauer wird belohnt. Aber nicht jeder ist damit einverstanden, daß man Sie auszeichnet. Das ist die Quittung für Ihr manchmal unherechenbares Verhalten. Am 21. XI. erhalten Sie für Ihre Späße wenig Beifall.

3.—12. November Geborene: Meiden Sie in den nächsten Tagen nach Möglichkeit größere Gesellschaften und den Aufenthalt in der Öffentiichkeit. Es künnte sein, daß Sie sich nicht gegen alle Keime immun zeigen.

13.—22. November Geborene: Sie suchen eine gewaltsame Lösung. Die Erfahrungen des 14. XI. legen Ihnen das nahe, aber ob Sie sich davon Erfolg versprechen können, ist mehr als fraglich. Widerstehen Sie der Versuchung besonders am 21. XI.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Das große Spiel, das Sie in Szene gesetzt haben, ist in vollem Gange. Sie erhalten nun Aufforderungen am laufenden Band. Am 20./21. XI. gibt man Ihnen Sonderapplaus. Vorläufig können Sie sich keine Pause gönnen.

2.—11. Dezember Geborene: Auf einen Vorschlag, der Sie zu nichts verpflichtet, dürfen Sie getrost eingehen. Sie können eine Menge dabei lernen. Frauen sind von Ihnen begeistert. Am 21./22. XI. sind Sie zu Hause vielleicht unleidlich.

12.—21. Dezember Geborene: Ein Experiment ist gescheitert. Sie entnehmen daraus, daß Sie ihren Mitmenschen zuviel zugemutet haben und werden sich für die Zukunft danach richten. Am 19. 20. XI. werden Sie von Ihren Anhängern trotzdem gefeiert.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER

GEBOREN ZWISCHEN 15. UND 21. NOVEMBER 1959

Das Unrecht in der Welt in allen seinen Formen und Ausstrahlungen ist das große Lebensthema last aller Kinder, die in dieser Woche auf die Welt kommen. Sie besitzen ein feinentwickeltes Organ für Unstimmigkeiten, Mißverhältnisse und Mißbrauch der Gewalt. Ihre Leidenschaft ist es, einer besseren Ordnung unter den Menschen, der wahren Gerechtigkeit zu dienen und zum Sieg zu verhelfen. Dabei sind sie aber keine fanatischen Theoretiker, sondern sie wollen für alle Mitmenschen in ihrer Not da sein, sie wollen ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ihr Leben wird einmal als beispielhaft gelten. Die Mädchen haben bedeutende künstlerische Veranlagungen, die zu entwickeln sie niemaod hiodern sollte. Von frühen Bindungen ist abzuraten.

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

Bauernopfer sind die feinsten Opfer

Partie Nr. 302

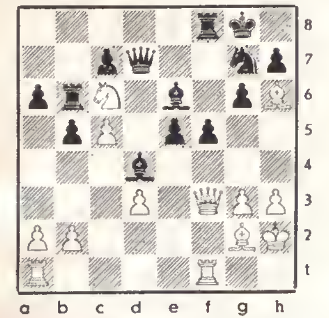
Königsindischer Angriff

Gespielt im Turnier um die Meisterschaft von Nordrhein-Westfalen zu Krefeld, Oktober 1959

Weiß: Dr. Lange (Duisburg-Hamhorn)

Schwarz: Brandenberg (Krefeld)

1. Sg1—f3 Sg8—f6 2. g2—g3 g7—g6 3. Lf1—g2 Lf8—g7 4. 0-0 0-0 5. c2—c4 d7—d6 6. Sb1—c3 Sb8—c6 7. d2—d3 (Für diesen zurückhaltenden Aufbau hat Dr. Lange eine besondere Vorliebe. Aber das schließt scharfen Kampf nicht aus.) 7. . . . a7—a6 8. h2—h3 Ta8—b8 9. Sf3—e1 Lc8—d7 10. Se1—c2 Dd8—c8 11. Kg1—h2 b7—b5 12. e2—e4 Sf6—e8 13. f2—f4 Sc6—d4 14. Sc2×d4 Lg7×d4 15. Sc3—d5 Dc8—d8 16. f4—f5 e7—e6 (Weit besser war hier 16. . . . c6, weil in diesem Falle eine Schwächung des Feldes f6 vermieden worden wäre. Gerade aber daraus zieht Weiß später entscheidenden Nutzen.) 17. f5×e6 Ld7×e6 (Trotz aller damit verbundenen Gefahren dürfte hier 17. . . . f×e6 bessere Verteidigungsmöglichkeiten bieten.) 18. Lc1—h6 Se8—g7 19. Sd5—b4 Dd8—d7 20. e4—e5! (Ein Bauernopfer, was dem weißfeldrigen weißen Läufer die Diagonale öffnet und außerdem dem schwarzen, gegnerischen Läufer die Rückkehr zum Königsflügel versperrt.) 20. . . . d6×e5 (Nicht 20. . . . L×e5 wegen 21. d4 mit Figurengewinn.) 21. Sb4—c6 Tb8—b6 22. Dd1—f3 f7—f5 (Mit dem Qualitätsopfer 22. . . . T×c6 hätte der Nachziehende noch gut kämpfen können.) 23. c4—c5 (Wieder ein fein berechnetes Bauernopfer, mit welchem der Anziehende sich nun die offene e-Linie erobert.)



Stellung nach dem 23. Zuge von Weiß

23. . . . Ld4×c5 24. Sc6×e5 Dd7—c8 25. Se5—c6 Dc8—d7 26. Tf1—e1 b5—b4 27. d3—d4 Lc5—d6 28. d4—d5 Le6—f7 29. Lh6—f4 (Damit ist Weiß am Ziel seiner Wünsche angelangt, denn ein Einbruch in die schwarze Stellung ist nicht mehr zu verhindern.) 29. . . . Tf8—e8 30. Te1×e8+ Dd7×e8 31. Df3—f2 Tb6—b5 32. Lf4×d6 c7×d6 33. Ta1—e1 De8—a8 34. Df2—d4 Tb5—b7 35. Dd4—f6 Kg8—f8 36. Df6×b6+ Kf8—g8 37. Dd6—f6 Tb7—d7 38. d5—d6 Da8—f8 39. Sc6—e7+ Schwarz gibt auf.

GRAPHOLOGIE

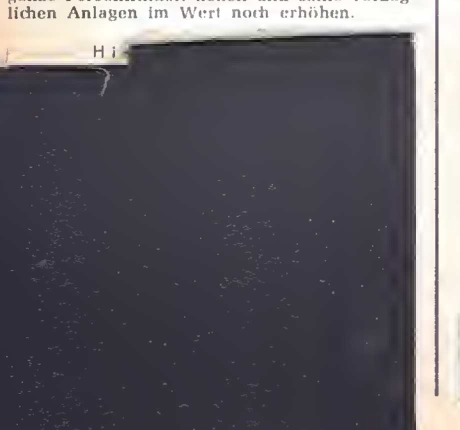
Schriftprobe und Schriftanalyse von

W. W., männlich, 36 Jahre

Lebhafter Verstand, rascheste Auffassung und eine eigenständige Meinung heben den zu Beschreibenden über den Durchschnitt hinaus und lassen erwarten, daß er innerhalb seines Wirkungskreises zu guten Leistungen fähig ist. — Seine Vitalität, sein relativ leichter Antrieb und seine Beweglichkeit unterstützen ihn in seiner Arbeit, wenn sein Einsatz Schwankungen unterliegt, die im Zusammenhang stehen mit seinem charakterlichen Gefüge, das nicht frei von Störungen ist.

Die an sich ungeschulte, aber lebensnahe Intelligenz des Schrifturhebers würde unter Umständen noch wirkungsvoller sein, wenn er gewillt wäre, mehr an Ausdauer, mehr an Bereitschaft zur Treue im kleinen und mehr an gleichmäßigem Fleiß einzusetzen. Seine Schrift zeigt uns indessen, daß er eine gute Idee einem Übermaß an Plage vorzieht und daß er dazu tendiert, sich eine Angelegenheit möglichst leicht zu machen. Unterstützt wird er darin durch seinen elastischen und sehr wendigen Intellekt.

Für die Entwicklung des Schriftträgers wäre es gut, wenn er die Ehrlichkeit aufbrächte, sich diese Schwäche einzugestehen; es würde seine ganze Persönlichkeit heben und seine vorzüglichen Anlagen im Wert noch erhöhen.



PHILIPS Kaffeemühle

»Das ist die Kaffeemühle«, sagen Kaffeekenner, »denn sie gibt den Kaffee«: frisch und mokkafein gemahlen, wie man ihn nicht besser wünschen kann! Die Philips Kaffeemühle mahlt in Sekunden. Und das Gute dabei, sie bietet größte Betriebssicherheit: sie läuft nur bei geschlossenem Deckel!



1. . . . den Kaffee rein



2. . . . den Deckel drauf, den Bügel leicht andrücken

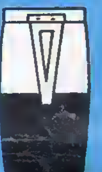


3. . . . und schon ist Ihr Kaffee frisch und mokkafein gemahlen.



Technische Änderungen und Preisänderungen vorbehalten



WÄHLEN SIE  DIE FARBE, DIE  ZU IHRER  KÜCHE PASST! 



. . . . nimm doch PHI